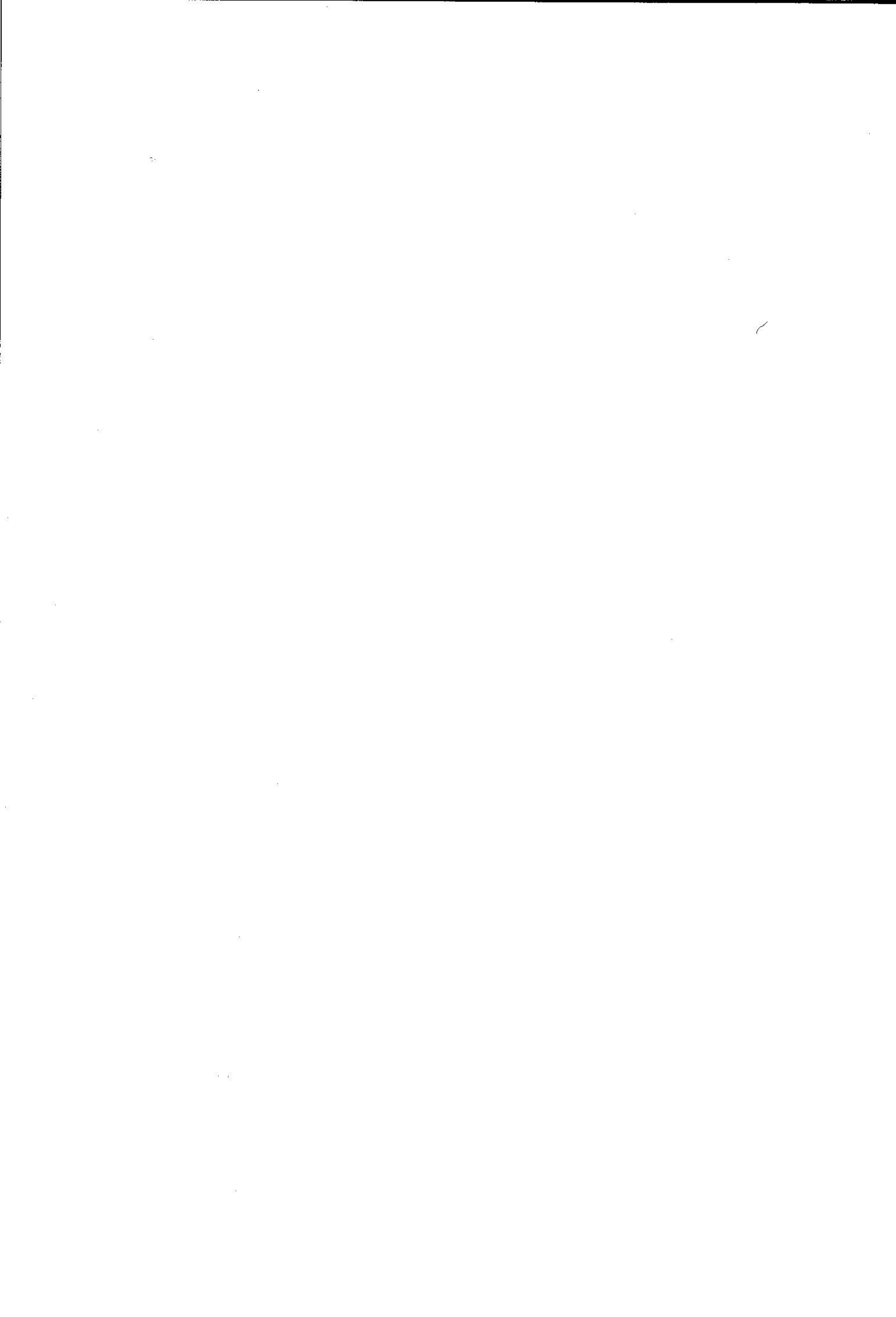


15 Geschichten
aus dem Alltag,
kritisch beobachtet,
humorvoll
erzählt.

Von
Klaus
Heiland
Band I

Dr´Heiländer





Klaus Heiland

Dr´Heiländer

15 Geschichten

aus dem Alltag,

kritisch beobachtet,

humorvoll erzählt.

Verlag Dr´Pfiff



Layout + Satz:

Tanja Weber, Jürgen Schweizer

Verlag Dr Pfiff

74189 Weinsberg

Titelseite: Acryl von Michael Koszt, Neuenstadt

Zeichnungen: Hans K. Dietrich, Öhringen

Herstellung und Druck: DRW Verlag Weinbrenner GmbH & Co

ISBN 3-9802608-4-4

Inhaltsverzeichnis

„Talente"

an Stelle eines Vorworts

Als Konfirmand hatte ich mit manchen Bibelstellen meine liebe Not. So mit Matthäus 25, dem Gleichnis von den anvertrauten Talenten. In dem damals verwendeten Luthertext hießen die Talente noch Zentner oder Pfunde. Bei den heutigen modernen Übersetzungen ist von Goldstücken die Rede. Heute wissen ja nur noch wenige, dass Talent bei den alten Griechen die höchste Gewichtseinheit, besonders auch für Geld war. Auf die andere Deutung des Wortes, die besondere Begabung auf einem bestimmten Gebiet, werde ich noch kommen.

Wie gesagt, die Stelle im Matthäus-Evangelium war mir suspekt, ist sie heute noch. Da verteilt ein reicher Mensch bevor er auf Reisen geht sein Vermögen unter seine Knechte. Dies gestaffelt nach deren Fähigkeiten oder Begabungen. Als er zurück kommt und sein Geld wieder fordert, haben es die Zwei, die am meisten erhalten haben, verdoppelt. Der am wenigsten anvertraut bekommen hat, bringt genau diesen Betrag wieder. Er hat aus Furcht vor dem strengen Herrn und in der Angst etwas zu verlieren, zu verderben oder zu verspekulieren die Summe in der Erde versteckt. Während die beiden Spekulanten oder sonst irgendwie Vermehrer des Geldes gelobt werden, wird der ängstliche, aber pflichtbewusste Hüter des anvertrauten Gutes fortgejagt. Als Nichtsnutz landet er in der äußersten Fin-

sternis. Dort wird er heulen und mit den Zähnen knirschen, bei Luther heißt es noch „Zähneklappern". Moderne Übersetzungen feilen die Passage in „Finsternis, wo nur noch Verzweiflung herrscht" aus. Soweit so gut – oder auch so schlecht.

Der Text empörte mich ungemein. Ich bin im Jahre des Kriegsendes eingeschult worden und weiß noch vieles aus den Nachkriegsjahren. Wenn damals einer sein Geld verdoppeln konnte war es ein Schieber, Fuggerer oder wie die Leute treffend sagten, ein Kriegsgewinnler. Nicht wenige heutige Großvermögen haben hier ihren Ursprung. Genau aber solche Halsabschneider und Spekulanten lobt der Herr über die Maßen. Den aber, der in der Furcht nichts zu verdummen das geliehene Geld sorgsam verwahrt hat, schimpft er aus und jagt ihn fort. Wo bleibt denn da die Zusage nach dem einen Schaf zu suchen, das verloren ist und, dass ja die Kranken des Arztes bedürfen und nicht die Gesunden.
Auch folgende Aussage war mir unverständlich: „Denn wer da hat, dem wird gegeben und er wird die Fülle haben. Wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden." So gesehen können wir Diakonie und Caritas, Sozialamt und sonstige Hilfsstellen vergessen.

Nun aber zu den Talenten in des anderen Sinnes Deutung. Es gibt der Talente, also der besonderen Begabungen viele. Der eine kann wunderbar singen, ist Zierde jedes Chores, der andere kann sich selbst sein Haus bauen. Es gibt Zahlenkünstler,

begnadete Redner, Menschen beherrschen ein Instrument, ein Gerät, irgendein anderes Metier.
Meine Stärke war in der Schule der Aufsatz. Ich war ein Viel- und Dauerleser. Daher fiel es mir nicht schwer, aus meiner Lesesucht schöpfend, zu formulieren, fabulieren, auszuschmükken, auszudeuten, aufzumotzen – eben zu schreiben. Da ich aber auch sehr viele alte Werke „verschlang", haperte es ab und zu an der Rechtschreibung. Wenn ich wieder einmal „Thür" und „Thor" geschrieben hatte oder das Wort „Hülfe" im Aufsatz vorkam, fragte der Lehrer: „Was liest du denn gerade?" Bei Büchern vor dem Erscheinungsjahr 1900 bekam ich meist mildernde Umstände. Scheinbar wurden damals solche Schreibformen wie heute auch umgestellt, angepasst, reformiert oder auch verhunzt, geschönt, vielfach vom Wortstamm vergewaltigt.

Lange Jahre schreibe ich schon, doch nur für mich selbst. Nur der Kirchenchor, jetzt Kantorei Weinsberg, und die „Nachbarschaftshilfe Miteinander – Füreinander" Weinsberg bekamen ab und zu Kostproben. Dass ich jetzt eine Auswahl meiner Geschichten veröffentliche, ist in erster Linie Pfarrer Uwe Schulz, Weinsberg, zu verdanken. Er ist einer meiner Erstleser und hat mich immer gedrängt, doch einmal eine Auswahl drucken zu lassen.
Es ist ja üblich, dass in einem Vorwort Dankesworte enthalten sind. Das ist bei mir keine leere Floskel oder keine Pflichtübung, wenn ich dies auch tue. Zu allererst möchte ich meiner Frau

Gertrud danken, die mir stets die Zeit zum Schreiben gelassen hat. Sie hat mich auch bestärkt, nicht bei Heft 50 aufzuhören, was ich vor hatte. Solange mir noch etwas einfällt und der Geist noch wach ist, solle ich weitermachen, meinte sie.
Zum Schluss möchte ich noch den Damen beim Verlag „Dr' Pfiff" meine Anerkennung aussprechen. Sie hatten die undankbare Aufgabe, meine handgeschriebenen Texte zu entziffern und abzuschreiben. Ich kenne meine Schrift am besten und kann sie deshalb nur aufrichtig bedauern.

Sollten die hier veröffentlichten Geschichten Menschen erfreuen, sie zum Lachen, Schmunzeln – aber auch zum Nachdenken bringen, reut es mich nicht, der Veröffentlichung zugestimmt zu haben.

Wichtig war mir auch, dass pro verkauftem Exemplar ein Betrag für die anstehende Renovierung der Orgel in der Weinsberger Johanneskirche geleistet wird. Wir haben in Kantor Frisch einen erstklassigen Organisten, das Instrument aber lässt derzeit zu wünschen übrig.

Weinsberg, im Herbst 2002

Klaus Heiland

Klaus Heiland

Klaus Heiland

1939 in Stuttgart geboren, seit 1942 in Weinsberg wohnhaft. Hier zur Schule gegangen und konfirmiert.
Als Postjungbote in den Postdienst eingetreten, nach 42 Dienstjahren Ruhestand als Posthauptsekretär.

Überwiegend hier am Ort und in den früher zu Weinsberg gehörenden Amtsstellen im Weinsberger Tal und den Löwensteiner Bergen beschäftigt. Viele der Geschichten spielen deshalb in diesem Umfeld.
Kirchlich engagiert (langjähriger Kirchengemeinderat, „Nachbarschaftshilfe Miteinander – Füreinander", ökumenischer Besuchsdienst im Seniorenstift, Kantorei der Johanneskirche). Auch diese Tätigkeiten fließen in Geschichten ein.

Der Verfasser sagt, dass den Geschichten fast immer ein wahrer Kern innewohne, allerdings sei er manchmal schon recht klein. Die Lust, etwas aus einer Sache zu machen, sie aufzupeppen, aufzumotzen, auszuschmücken, zu fabulieren und zu fantasieren sei schon immer seine Stärke gewesen.
Deshalb hier am Schluss eine Überschrift aus einem der originalen Schreibhefte (Klaus Heiland schreibt seine Geschichten mit der Hand) „Vorwiegend heitere Geschichten aus dem Weinsberger Tal und Mainhardter Wald – keine ganz und gar verlogen".


POST
HAJE

Nie mehr frisch von der Quelle

Nie mehr frisch von der Quelle habe ich mir vor langen Jahren einmal geschworen. Diesen Schwur habe ich für den Fall, für den er gemünzt war, nie gebrochen und werde ihn auch nicht brechen. Die Erinnerungen an die damaligen Folgen sind mir noch zu deutlich im Gedächtnis.
Aus einer Quelle zu trinken war früher gang und gäbe. Man wusste noch nichts von Verunreinigung, Bakterien und Kolibakterien. Jeder richtige Bub konnte Ihnen auf Anhieb mindestens zehn Wasserquellen auf der Markung sagen. Dazu die öffentlichen oder laufenden Brunnen, wie das Ochsenbauernbrünnele, der Heidenbaumbrunnen, das Ranzenbergbrünnele und die diversen Röhren im Stadtgebiet, wie am Marktplatz, am unteren Tor und auf dem Friedhof.
Überhaupt hatten wir Jungs damals keinerlei Hemmungen uns ungeniert an jeden öffentlichen Wasserhahn zu hängen, egal ob auf dem Bahnhof, dem Friedhof oder anderswo.
Von Hygiene wusste man nicht viel und leben tun wir ja auch trotz allem noch. Die Quelle aber aus der ich nie mehr frisch direkt trank, obwohl ich zum Trinken ein Glas benutzte, habe ich nie mehr frequentiert.

Ich war ein junger Spund von 17 Jahren. Da ich recht groß und kräftig war und scheinbar gut lernte, hatte unser Chef keine Bedenken mich eigenverantwortlich und praktisch einzusetzen. Praktische Einsätze waren gefragt, bescherten sie doch ein Einsatzgeld von DM 5,- pro Tag. In einer Zeit, wo ein Postjungbote DM 150,- im 3. Lehrjahr verdiente, eine stattliche Summe, ein ansehnliches Zubrot.
Ich war in einem unserer Zweigpostämter eingesetzt als Landzusteller. Dies war eine Tätigkeit, die wiederum nicht so ganz beliebt war. Lange Wegstrecken und oftmals recht schwere Lasten durch Pakete.
Die bäuerliche Bevölkerung in den abseitigen Höfen und Abbauten zeigte sich als recht bestellfreudig. Wenn ich meist montags, besonders nach einem verregneten Sonntag, die Briefkästen leerte und die vielen vorgedruckten Bestellkarten oder Briefumschläge für diverse Versandhäuser entnahm, kam oft nicht geringer Schrecken auf. Ich wusste, was in zwei bis drei Wochen als Paket oder Postgut auf mich, oder denjenigen der die Landtour gerade hatte, zukäme. Auch an dem Tag, dessen Ablauf ich schildern will, war ich schwer beladen. Allerdings in anderer Weise. Ich hatte Anweisungen auszuzahlen, in einer Gesamtsumme eines mehrfachen Jahresgehalts, ein für mich damals astronomischer Betrag.
Die Bundesmonopolverwaltung zahlte damals noch ausschließlich über die Post die Übernahmegelder für die an Stelle der Branntweinsteuer abgelieferten Alkoholmengen an alle Stoffbesitzer und Kleinbrenner aus.

Es lief gut an dem Tag. In der Nacht hatte es ergiebig geregnet. Die Landwirte und Kleinbrenner waren zu Hause und ich war zufrieden, dass sich mein vieles Geld laufend verringerte. Mein Weg führte teilweise durch den Wald, teilweise durch einsame Hohlwege und freies Feld – und ich begegnete keinem einzigen Menschen. So war ich froh, als ich vor dem Haus des letzten Großempfängers stand. Er bekam am meisten, weil er nicht nur Stoffbesitzer, also Erzeuger, sondern im Besitz eines landwirtschaftlichen Brennrechts und einer eigenen Schnapsbrennerei war. Genau diese aber war in Betrieb – und jetzt sind wir an der Quelle.

Der Opa saß im Brennraum, schürte das Feuer und kontrollierte die Temperaturen. Nachdem ich ihm sein Übernahmegeld ausbezahlt hatte, es war mehr als mein Halbjahresgehalt und es gab ein recht stattliches Trinkgeld, wollte ich wieder gehen.

„Wia sieht's aus, Bot'?", sagte der Alte freundlich, „a Schnäpsle direkt von der Quelle?"

Ich war nicht besonders scharf drauf, wollte aber auch nicht unhöflich erscheinen. Ich nickte zustimmend, was sich nachfolgend als Fehler erweisen sollte. Er nahm ein kleines Probiergläschen von einem Regal und hielt es unter die munter laufende Abflussröhre der Kühlschlange des Destillations-Behälters. Den ersten Inhalt schüttete er zurück in den Trichter, nachdem er das Gläschen gekonnt ausgeschwenkt hatte. Er reichte mir das kleine Gefäß. Ich probierte und verzog das Gesicht.

„Des miasat se uff oi mal drinke", sagte der alte Bauer. „Sonst widersteht er oim."

Ich kippte den Rest hinunter und schüttelte mich.
„Mann ist der stark. Wieviel Prozent hat der denn?“, hakte ich nach.
Das wisse er nicht, sagte der Altbauer. Sein Enkelsohn hätte den Alkoholometer verschlampert und er hätte ihn noch nicht gefunden. Ich bedankte mich und marschierte weiter.
Schon nach kurzer Zeit bekam ich einen warmen und sicher auch roten Kopf. Der noch halb warme, unverdünnte und nicht filtrierte Obstschnaps begann sich zu melden. Ich hatte schon vor Stunden gefrühstückt, deshalb jetzt einen verhältnismäßig leeren Magen. Ich wurde zunehmend müde, lief aber wie ein aufgezogener Automat weiter. Zum Glück hatte ich alles ausgezahlt. Die Post steckte ich mehr mechanisch in die Kästen, durch die Einwurföffnungen der Haustüren oder schob sie unter denen durch. Letzteres fiel mir zunehmend schwerer. Immer wenn ich mich wieder aufrichtete war mir leicht schwindelig.
Endlich hatte ich nur noch zwei Kunden zu bedienen. Das schöne Landhaus von Dr. D., dem Verleger einer großen Tageszeitung und die Seemühle. Besonders die Seemühle hatte ich mir eingeprägt. Von dort ging es leer zurück zum Amt hinauf ins Städtchen. Der Müller stand unter der Tür zum Mahlraum als ich angewackelt kam. Mit sicherem Blick schätzte er meinen Zustand richtig ein, und – das werde ich ihm nie vergessen – er lies mich nicht, die teilweise stark befahrene Bundesstraße entlang, heimlaufen. Er gab vor, im Städtchen etwas erledigen zu müssen und nötigte mich auf seinen Schlepper aufzusteigen.

Erleichtert nahm ich dieses Angebot an. Die Beine waren mir bleischwer geworden. Mühsam kletterte ich auf das hohe Fahrzeug.
„Ich hab heute Schnapsgeld ausgezahlt“, sagte ich.
„Mr riacht's“, lachte er.
Oben half mir mein Ortszusteller Kollege Arnold bei der Abrechnung. Das Geld stimmte, die Belege waren vollzählig. Die frische Luft auf dem Traktor hatte mir gut getan. Deshalb setzte ich mich hinter das Haus und atmete tief ein und aus. Langsam wich der Rausch. Unserem Chef, der um 15.00 Uhr nachmittags wieder anfing, sagte ich, mir wäre es nicht ganz gut. Er bedauerte mich und fragte nicht weiter. Als er mein Zustellbuch kontrolliert hatte und damit zufrieden war, sagte er:
„Es war ja auch recht viel heute. Morgen sind die Verhältnisse wieder normal.“
Das waren sie – in jeder Beziehung. Das Sendungsaufkommen und mein Zustand auch.

Eine aber hatte sich Sorgen um mich gemacht. Frau D., die Ehefrau des Zeitungsverlegers wartete auf mich.
„Geht es Ihnen wieder besser?“, fragte sie teilnahmsvoll.
Mir war das peinlich. „Warum?“, fragte ich vorsichtshalber, weiß der Teufel, was ich gestern angestellt hatte.
„Ich war im Garten als Sie die Post brachten. “Was haben Sie denn heute Schönes?‘, habe ich Sie gefragt. Sie haben daraufhin die Post, auch die für Nachbar Glück war dabei, auf die Abdeckplatte des Sandsteinpfeilers für das Einfahrtstor gelegt,

mich kurz angesehen und nur ‚Seemühle, Seemühle, Seemühle‘ gesagt und sind weiter gelaufen.“
Ich war verlegen, zumal die arglose alte Dame sich nachher Vorwürfe gemacht hatte, nicht ihren Mann, den Herrn Verleger, mir zur Seemühle mitgeschickt zu haben. Ich erinnerte mich plötzlich daran, dass ich mich auf der letzten Strecke meines Zustellgangs richtungsmäßig ausschließlich nach dem Mahlturm der Seemühle orientiert hatte.
Beim Seemüller schließlich bedankte ich mich für „gestern“ und erzählte von dem Trunk aus der Quelle, den ich garantiert nicht noch einmal riskieren würde.
„Dr´ alde Truchsess isch a Rindvieh, des weiß doch jeder Depp, was für a verheerende Wirkung a warmer, unverdünnter Schnaps hat, besonders wenn er au no net filtriert isch.“
Nun, ich wusste es vorher nicht, bin ja auch keiner der vorher zitierten Deppen.

Wenn Sie jedoch eine Nutzanwendung für eine solche Situation aus der Geschichte gezogen haben, liebe Leser, dann soll mich der Zeitaufwand, sie geschrieben zu haben, nicht gereuen. Manchmal kann theoretisch vorbeugen effektiver sein als praktisch ausprobieren. Aber wirklich nur manchmal!

Sportlich, sportlich

Sportlich, sportlich war der Lieblingsspruch eines früheren Nachbarn. Früher deshalb, weil er jetzt im Alter Ende der 80 zu seiner Tochter in die Pfalz gezogen ist. Jetzt treibt er sicher dort seine munteren Spiele, vorausgesetzt es geht ihm noch gut.

Udo Henckelmann war immer ein quirliger, ein umtriebiger Mensch und eine Sportskanone obendrein. Noch bis 85 wohnte er hier am Ort und war für sein Alter ein recht ansehnlicher Mann. Dazu hin war er ein Liebling der Frauen, zumindest hielt er sich für einen solchen. Für gewisse Jahrgänge will ich ihm dies bestimmt nicht absprechen. Er war ein wirklich gutaussehender und auch charmanter alter Herr. Aber, dass er sich auch für einen interessanten Menschen in Bezug auf die Schülerinnen des Gymnasiums hielt, da hatte ich meine berechtigten Zweifel. Trotz seiner grauen Schläfen, was ja einen Mann besonders interessant, sinnlich, gar sexy machen soll, glaube ich doch, dass keine der jungen Damen bei Udo's Anblick auf eindeutige Gedanken gekommen wäre.

Aber unsere Sportskanone war von sich und seiner Wirkung auf das weibliche Geschlecht auch jugendlichen Alters über-

zeugt. Auch von etwas anderem war er überzeugt, dass seine Ausstrahlung, seine Aura, sportlicher Natur sei. Lange hatte er aktiv Fußball gespielt, auch noch bei den alten Herren. Ein Leben lang hatte er die Fahne seines Vereins, des 1. FC Knikkebein hochgehoben und sein „sportlich, sportlich" war ein Markenzeichen, der Slogan seiner Unterhaltung.
Dann aber war dem Sportlichen etwas passiert, das ihn fast an sich und seiner eigenen Einschätzung zerbrechen ließ. Der Alptraum eines jeden Mannes war wahr geworden. Er schämte sich, er habe sich blamiert bis auf die Knochen, er könne sich nicht mehr sehen, klagte er mir. Seinen Garten beim Schulzentrum wolle er verkaufen, orakelte er düster. Irgend etwas musste geschehen sein, aber was? Er wollte offensichtlich nicht damit herausrücken.
Gut Ding will Weile haben, dachte ich und verkniff mir meine natürlich vorhandene Neugier. Aber gerade dies zahlte sich wieder einmal aus. Wäre ich in ihn gedrungen, hätte er sicher dicht gemacht und die Rollläden herunter gelassen. So aber kam Udo, der altersmäßig gut mein Vater sein könnte, nach einigen wenigen Tagen von selbst um mir seinen Alptraum zu erzählen.

Er war in der Nachbarstadt beim Arzt gewesen, bei einem Spezialisten, den es hier nicht gibt. Da ihm gesagt worden war, man solle nach der Behandlung nicht selbst Auto fahren, benutzte er für die Rückfahrt den Bus – den Schulbus. Das habe er aber erst bemerkt, als der in Richtung Schulzentrum abgebo-

gen sei, meinte Udo Henckelmann. Traurig, nein traurig sei er nicht gewesen, noch nicht, fügte er mit ernstem Blick hinzu. Er kenne ja viele der Mädchen, der jungen Damen, präzisierte er den ihm wichtigen Kreis. Die hätten immer ein mords „Hallo", wenn sie ihn sehen, lachte er stolz, um auch gleich wieder in Weltschmerz und Melancholie abzugleiten.

„Bei denen kann ich mich nicht mehr sehen lassen", unkte er düster. „Die lachen sich zu Tode über mich", war er überzeugt. Dann aber berichtete er mir haarklein, welchem niederschmetternden Geschehen er als Hauptdarsteller beigewohnt, welcher Katastrophe er ausgesetzt war.

Es ist einfach Fakt und eine schlichte Tatsache, dass Udo Henckelmann, der Sportliche, im Alter ein Bäuchlein bekommen hatte. „Mein Kartoffelbauch", sagte er stets provozierend, er liebäugelt mit der Wölbung in seines Leibes Mitte. Angesehen bei ihm ist dann der Mensch, der ihm diese Tatsache absprechen will, der keinen Bauch sieht oder ihm eine völlig normale Figur bestätigt.

Natürlich ist der Sportskanone seine Brauereigeschwulst nicht recht. Es sind nicht die Kartoffeln, sondern die vielen Export und die diversen Pilse, die sich aufschwemmend, aufblähend oder ausufernd optisch zeigen. Aber unverdrossen ignoriert der wackere Udo die Fülle. Er zieht weiterhin modische Hosen mit Ledergürteln an, wobei er sicher besser auf Hosenträger umgestiegen wäre. Gerade letztere Tatsache sollte ihm im fatalen Geschehen zum Verhängnis werden. Natürlich auch seine Eitelkeit – aber immer der Reihe nach.

Am Schulzentrum waren die Mädchen der Abiturklasse eingestiegen. Es war die letzte Schulstunde und der Bus war knapp halbvoll. Genug Zeit also für den Liebling aller Frauen von 14 bis 84 mit den jungen Damen, ab deren Zustieg zu schäkern, zu flachsen, seine Sprüche zu machen. Die Schönen ließen es geschehen, über sich ergehen – je nach Stimmungslage. Sie waren vielleicht zu gut erzogen um dem Opa zu sagen, dass er sie langweile, dass seine Redensarten ätzend seien oder dass ihnen heute schon die beamteten Laberer in der Schule auf die Waffel gegangen wären.

Udo merkte von all diesem nichts. Er genoss es, scheinbar Hahn im Korb zu sein. Nur zu schnell hatte der Bus die Haltestelle erreicht, an der Udo Henckelmann aussteigen musste. Dynamisch sprang der Sportliche auf und schritt drahtig wie ein Panther durch den Mittelgang zum hinteren Ausstieg. Dabei zog er den Rettungsring mittschiffs ein so gut es ging und das war schlecht. Vielleicht wäre der Kelch nochmals an ihm vorübergezogen, aber es sollte nicht sein. Im Hochgefühl seines glanzvollen Abgangs hob Nachbar Udo seine linke Hand zu huldvollem Gruß an seine Verehrerinnen. Mit der rechten Hand drückte er den Halteknopf der dem Busfahrer einen aussteigewilligen Passagier anzeigt. „Tschüss Fans, Ciao Mädels", rief er gönnerhaft.

Vielleicht brachte dieser Satz bei den Göttern das Fass zum Überlaufen, oder es war die ganz profane Tatsache, dass er im Hochgefühl, der ihm nach seinem saloppen Abschiedsgruß zuteil werdenden Aufmerksamkeit, seinen Bauch noch mehr einzog.



„Es ist blitzschnell gegangen“, klagte der vom Schicksal so gebeutelte Liebling der Frauen. Wie ein D-Zug sei seine Hose, bar eines haltenden Widerlagers ohne Haltepunkt und Anker sozusagen nach unten gerutscht, und er sei in der Unterhose am Ausgang gestanden. Dann aber, nach diesem Alptraum, sei das Chaos vollends ausgebrochen.
„Die dummen Weiber haben gelacht, als gälte es eine Goldmedaille zu gewinnen“, schimpfte er wütend. Gelacht sei glatt untertrieben. Gebrüllt, gekreischt, die seien gar nicht mehr zu halten gewesen, ärgerte sich Udo. Gegrölt hätten sie wie dumm und sich ausgeschüttet vor Lachen, diese Rotzgören, empörte sich der vom Schicksal gebeutelte Mann.
So schnell es ging habe er seine Hose wieder über den Hintern gezogen. Ausgerechnet an diesem Tage habe er noch zu allem ein „scharfes Höschen“ angehabt, jammert er, mit wenig Stoff über den Backen verdeutlichte er mir den Ausdruck „scharf“. Endlich hätte der Bus gehalten. Der Fahrer, durch den eruptionsartigen Heiterkeitsausbruch verunsichert, habe zuerst nach hinten geschaut und erst nach einer Weile den Knopf zur Tür-Entriegelung gedrückt. In der ganzen Zeit sei er „spießrutengestanden“, kreierte mein Nachbar einen neuen Ausdruck der jedoch nach meinem Gutdünken seine Situation voll traf.

Das also war die schaurige Geschichte vom tiefen Fall des „sportlich-sportlich“ Udo. Es trifft zwar nicht zu, dass Herr Henckelmann deshalb zu seiner Tochter in die Pfalz gezogen ist. Das war vorher schon geplant, hat ihm aber sicher seinen

Abschied leichter werden lassen. Es war schon tragisch und sicher nicht realistisch, aber jedes Lachen von jungen Damen, das ab dem Zeitpunkt des Geschehens ans Ohr des Udo Henckelmann drang, stufte er als ihm und seinem fatalen Auftritt damals im Bus geltend ein. Das Geschehen war traumatisch für ihn geworden. Eines war jedoch eine postwendende Konsequenz aus der Katastrophe.
Udo tat etwas, was er einst unter keinen Umständen zu tun gedacht hatte. Er stieg von den modischen Ledergürteln auf die altbackenen Hosenträger um, gemäß dem Motto:
„Wo rohe Kräfte sinnlos walten – kein Gürtel kann die Hose halten."


HADE

Der Vulkan von Weinsberg

So ein Quatsch, werden jetzt manche sagen. Ein Vulkan in Weinsberg oder bei Weinsberg. So etwas Dummes. In unserer Gegend kein feuerspeiender Berg weit und breit. Der nächste ist sicher der Vesuv bei Neapel. Wäre unser Hausberg, die Weibertreu – der Burgberg – ein Vulkan, nicht auszudenken. Wir würden bestimmt nicht so sorglos darunter wohnen. Pompeji lässt grüßen!
Wie ich aber auf den obigen Titel komme, was es für eine Bewandtnis damit hat, will ich nachstehend aufzeigen.

Viele von uns, kennen ihn, den Dekan i. R. Paul Veith. Bis vor über 10 Jahren leitete er den evangelischen Kirchenbezirk, das Dekanat Weinsberg. Diese Verwaltung ist das letzte Überbleibsel des einstigen 1926 aufgelösten Oberamtes Weinsberg. Flächenmäßig erstreckt es sich auf die ehemaligen Grenzen dieser verschwundenen Verwaltungseinrichtung.
Es ist ein Unikat insofern, dass es zwar zur Region Heilbronn-Hohenlohe gehört, jedoch kreisüberschreitend Pfarrgemeinden im Kreis Heilbronn und im Hohenlohekreis mit Sitz Künzelsau umfasst. Vor Jahren sollte so etwas unzeitgemäßes bereinigt

werden. Aber warum soll die Kirche eigentlich immer dem Staat nachrennen und in seinen Strukturen denken und leben? Ich nehme an, wenn eine solche kirchliche Flurbereinigung nicht in der Zeit des großen Geldes vorgenommen wurde, besteht in der Zeit des knappen Geldes erst recht kein Anlass hier tätig zu werden.

Zurück zu unserem Altdekan Veith. Er ist ja als Pensionär hier wohnhaft geblieben. Er zog nicht weg, wie manche seiner Vorgänger im Amt. Ohne sich je in irgend etwas einzumischen, ohne ungefragt Ratschläge zu erteilen, ist er heute noch ein treues Mitglied der von ihm einst geleiteten Gemeinde. Ein treuer Gottesdienstbesucher, der nur fehlt, wenn er irgendwo im Bezirk aushilft. Auch Mitte der 70 hilft er gerne, wenn Not am Manne oder der Frau, je nachdem ob Pfarrer oder Pfarrerin, ist. Nur hier am Ort möchte er nach Möglichkeit nicht predigen. Hier amtet er nur im äußersten Notfall. Er will keine irgend gearteten Vergleiche hervorrufen aber, wenn alle Stränge reißen, ist er zur Stelle. Seine scherzhafte Einlassung bei seiner Verabschiedung i. R. könne ja auch „in Reichweite" heißen, traf schon oftmals zu.
In seiner Amtszeit war er als guter Seelsorger, kraftvoller Prediger und, was nicht immer selbstverständlich ist, als genauer, beamtenmäßig diffiziler Verwaltungsbeamter bekannt. Er führte seine vielfältigen Amtsgeschäfte pünktlich und akkurat. Er war früher eine geraume Zeit sein eigener Kirchenpfleger gewesen und kannte sich auch in diesen Dingen aus.

Zu den Amtsgeschäften eines Dekans gehört natürlich die Aufsicht der Pfarrer in den Bezirksgemeinden. In regelmäßigen Abständen werden diese besucht und einer Visitation unterzogen. Der Dekan ist dann meist zwei Wochen täglich vor Ort. Er besucht die Gruppen und Kreise, den Religionsunterricht, die Chorproben, sowohl Vokal wie Blech, informiert sich über Jugend- und Altenarbeit, prüft die Pfarramtskasse. Darüber hinaus werden Gespräche mit den anderen Dorfgewaltigen und Würdenträgern, angefangen vom Bürgermeister bis zum Vorstand des Kleintierzüchtervereins geführt. Natürlich den Geschwistern im Herrn, wie Altpietisten, Liebenzeller Mission oder Hahn'schen Gemeinschaft wird ein Besuch abgestattet und selbstredend mit den Herren Geistlichen der Altfakultät von Rom oder den Hirten von Freikirchen der ACK, wenn vorhanden, ein kollegiales und brüderliches Gespräch geführt.

Dekan Veith also war zur Visitation in der Gemeinde Weiler/ Eichelberg. Es war die erste derartige Aktion dort, denn die Pfarrei war noch nicht lange wieder eingerichtet. Über Jahrzehnte war man vom Nachbarort Affaltrach aus betreut worden. Aber die hohe Bautätigkeit am hinteren Ende des Weinsberger Tales und auf dem Balkon in halber Höhe am Rand der Löwensteiner Berge, hatte die Seelenzahl dermaßen erhöht, dass eine Trennung von der Muttergemeinde unabdingbar geworden war.
Im Rahmen der Visitation wohnte also der Dekan dem Religionsunterricht in der Grundschule bei. Er setzte sich in die letzte

Reihe und hörte den Ausführungen des Lehrers zu. Er ließ sich die Hefte mit den Arbeitsblättern zeigen und sprach schließlich zu den kleinen Mädchen und Buben. Er kam gut an, die Kinder waren von seiner väterlichen Art, besser großväterlichen Art, begeistert. Überhaupt war der schon ältere Herr bei Kindern, Schülern und auch Konfirmanden einfach beliebt. Die Kleinen also waren ganz Ohr, was der ihnen vom Lehrer vorgestellten Mann aus Weinsberg, zu sagen hatte.

Auch der kleine Sohn des Hausmeisters der evangelischen Tagungsstätte Löwenstein, auf dem Altenbau über Eichelberg, war dabei. Begeistert erzählte er beim Mittagessen von dem Besuch. Ein Mann hätte sie besucht beim Religionsunterricht heute, ein Mann aus Weinsberg. Herr Binder, der Lehrer, hätte ihn vorgestellt. Er strengte seinen kleinen Kopf an. Es fiel ihm nicht mehr ein, was der Klassenlehrer gesagt hatte.
Der Herr hätte die Hefte durchgesehen und wäre die ganze Stunde im Raum gewesen. Am Schluss hätte er sie gelobt und „ganz liab mit uns gschwätzt".
Das Mittagessen nahm seinen Verlauf, der kleine Mann hatte seine Neuigkeiten verbreitet und löffelte sinnend seinen Nachtisch. Plötzlich warf er seinen Löffel in den Teller, dass der Vanille-Pudding nur so spritzte.
„Jetzt fällt mir's wieder ei, wer heut do war. Dr Vulkan von Weinsberg."
Er wunderte sich noch lange über das Gelächter seiner Eltern und seiner großen Schwester, die natürlich gleich mitbekom-

men hatten, dass in dem „Vulkan“ der „Dekan“ versteckt war. Frau Veith, die mir diese heitere Episode erzählte, die natürlich via kirchlichem Buschfunk von der Tagungsstätte zum Dekanatsamt gekommen war, klagte:
„Ausgerechnet mein lieber Mann, der immer so ausgeglichen und auf Harmonie bedacht ist, der über fast keine Aggressionen verfügt und auch sprachlich alle Untiefen auslotet, der jedem Streit und Unfrieden nicht aus dem Weg geht, aber die Spitze abbricht, den Stachel entfernt, das Sprengpulver netzt um einen Knall zu vermeiden, ausgerechnet er – der Vulkan von Weinsberg.“

Nun, es gibt ja auch ruhende Vulkane, die einmal in tausend Jahren ausbrechen und solche, welche die Tätigkeit ganz eingestellt haben. Also können wir hier am Ort gut mit dem „Vulkan von Weinsberg“ leben.


KASSE

Glotza

Glotza ist zugegebenerweise kein schönes Wort, aber es trifft die Geschichte, die ich hier erzählen will, genau. Für Nichtschwaben will ich den Dialektausdruck übersetzen. „Glotza“ oder „glotzen“ heißt „dumm aus der Wäsche schauen“, „kiek nich so blöde“ würden vielleicht die Berliner sagen. „Begriffsstutzig aussehen“, „beschränkt etwas oder einen bestimmten Vorgang betrachten“. „Maulaffen feilhalten“, „dumm gucka“, „gaffen“. Letzteres Wort ist besonders treffend. Wenn ich im Radio einen Unfall berichtet bekomme und es heißt, bitte Vorsicht auf der Gegenrichtung, Gefahr durch Neugierige, geht mir bildlich das Messer in der Hosentasche auf. Dem Sprecher, der sich einmal zu sagen traute: „Bitte passen sie auf der Gegenfahrbahn auf, dass sie keinen der dummen Gaffer überfahren“, würde ich einen Orden verleihen.

Einen kleinen Witz, der das Wort „glotzen“ also „blöde schauen“ recht deftig anwendet, will ich nachstehend aufschreiben. Eine Frau schickt ihren Sohn jeden Monat zu ihrem geschiedenen Mann, um den ihm zustehenden Unterhalt zu holen. In dem Monat seines 18. Geburtstags sagt der Vater zu ihm:

„Sag deiner Mutter, dass es heut z letzschd Mol war und dann gucksch wie se glotzt."
Der Sohn bestellt die freundlichen Worte seines Vater. Seine Mutter nimmt sie zur Kenntnis und sagt lächelnd:
„Jetzt gehschd nochmal zu deim Vatter und sagschd ihm, er sei gar net dein Vatter und dann guckschd wie der glotzt."

Dem wäre von mir nichts hinzuzufügen. Wenn Sie aber einmal die verschiedensten Menschen „glotzen" sehen wollen, weiß ich Ihnen ein Patentrezept und ich gehe jede Wette ein, dass das funktioniert.
Fahren Sie jemanden, egal ob Mann oder Frau, Kind oder Greis in einem Rollstuhl spazieren und Sie werden ein Wunder erleben. Mit offenem Maul bleiben selbst honorige Bürger stehen oder drehen sich bis zu drei mal um. Sie können fast von den Stirnen lesen wie im Gehirn, falls ein solches vorhanden ist, eine Verbindung von ihnen, als relativ bekannte und offensichtlich gesunde Person, zu der im Rollstuhl geschobenen anderen Person überlegt wird. Seit ich einen Teil meiner Zeit des Ruhestandes dafür verwende, Personen aus dem Altenstift, wenn nötig zu Fachärzten zu fahren, kann ich ein Lied von menschlichen Verhaltensweisen singen. Leider oft kein schönes, eher ein garstiges Lied. Da sind z. B. gänzlich Unbekannte. Sie sitzen schon in der Praxis auf den Stühlen außerhalb des Wartezimmers. Sie parken neben der Sprechzimmertür des medizinischen Großmoguls und sind die nächsten Anwärter für eine drei Minuten Audienz, zwei Händedrücke und ein Rezept. Sie glot-

zen dem Rollstuhl entgegen, der an ihnen vorbei einen hinten liegenden Therapieraum ansteuert. Sie glotzen so intensiv, als hätten sie noch nie ein solches Gefährt gesehen. Erst auf meine Warnung ziehen sie die Beine ein. Fast wäre ich über ihre Quadratlatschen gefahren. Ich spüre ihre dummen Blicke im Rükken bis ich die Tür des Behandlungsraumes hinter mir geschlossen habe.

Auch in den Praxen kann man sein Wunder erleben. Die Person im Rollstuhl, die „Kundin", die „Patientin", die „Gebieterin" über Krankenschein oder Patientenscheckkarte wird begrüßt. Sie als „Schieber", als „Kuli", als „Domestik" oder „Lakai", als „Ben" sind Luft für die freundlichen Damen beim Empfang, es sei denn man kennt sie oder sie sind in dieser Praxis selbst Patient. Dann kennt sie sogar der Halbgott in Weiß, wenn er mit wehendem Mantel, wie Professor Sauerbruch, von einem Sprechzimmer in das andere rast.

Es ist seltsam, das Erscheinen eines solchen Transportmittels scheint die Menschen körperlich und geistig zu lähmen. Sie stehen, glotzen, bewegen sich nicht von der Stelle, sehen mit großen Augen zu, wie du dich mühst die schwere Eingangstür aufzumachen und aufzuhalten, um ungestreift wieder nach draußen zu kommen. Man ist voll auf mit seiner Neugier, was hat der mit der oder dem zu tun, beschäftigt. Mit den verschiedensten Menschen habe ich hier meine Erfahrungen gemacht. Mit erwachsenen, gestandenen Personen leider die schlechtesten.

Da ist Frau F. eine intensive Kirchgängerin, ein treues Mitglied ihrer Gemeinde, ein Fan von allen geweihten und ordinierten

Herren, kurz eine richtige „Pfarrhäslaus". Sie versteht es glänzend sich immer an einen gerade vorhandenen geistlichen Würdenträger zu „schmeißen". Tritt ein solcher auf, können alle anderen Anwesenden im Sinne des Wortes abstinken. Bei etwas mithelfen, jemandem eine Handreichung machen, ist bei ihr nicht drin. Sie ist die „Maria", die den Herrn einst unterhielt, solange ihre Schwester Martha für das Essen sorgte und den Dreck putzte.

Ich habe mir schon oft den Kopf zerbrochen, was Leute vom Schlage der Frau F. um Himmelswillen immer so Wichtiges mit Pfarrern, Vikaren oder Dekanen zu besprechen haben. Kaum sehen sie auch nur ein Zipfelchen einer solchen Person, dann haben sie ein Problem oder müssen irgend etwas mitteilen. Sie nehmen den armen Menschen aus der Riege des himmlischen Bodenpersonals in Beschlag und betrachten einen anderen, der auch etwas von dem Würdenträger will, mit scheelen Blicken. Sie wissen also jetzt, was eine „Pfarr- oder Priesterhäslaus" ist. Sie sehen am letzten Wort, es gibt diese Spezies Mensch auch im Katholizismus.

Frau F. nun sieht mich mit dem Rollstuhl daher fahren. Meinen Gruß erwidert sie nicht, vor lauter Glotzen, sie hat gerade die transportierte Person im Visier, hat sie den nicht gehört.

Da sie in eine Nebenstraße einbiegt, auf die ich zufahre, sehe ich, dass sie sich wirklich drei Mal nach uns umdreht, um ihre Neugier zu befriedigen. Ich gebe es zu, dass es mich gefreut hätte, wenn sie beim Rückwärtsschauen und dabei Weiterlaufen nicht gerade auf ihr dummes Maul gefallen, aber in einen

großen Hundehaufen hineingetreten wäre. Ich bin ja schließlich auch nur ein Mensch und kein Heiliger.

Etwas dezenter glotzt Herr F. Er ist hier ein recht bekannter Mann. Die Ehrenämter, die ihm auf jedenfall primär Würde, sekundär Bürde sind, kann man an einer Hand nicht aufzählen, man braucht zwei dazu.

Auch der Hansdampf in allen Gassen, dreht den Kopf fast aus den Angeln – gut, dass er einen Rollkragenpullover an hat und man so das Gewinde seines Holzkopfes nicht sieht. Er hält gerade an der Anmeldungstheke einen Plausch mit der schwarzhaarigen Sprechstundenhilfe. Mitten in seinem Redefluss aber komme ich daher mit Rollstuhl und schiebe eine alte Frau in die Arztpraxis. Er lässt die fesche Person hinter dem Tresen bildlich gesehen stehen, wie einen nassen Sack. Er vollendet nicht einmal den angefangenen Satz, so ist er von uns fasziniert. Weltmännisch lüftet er den Hut und fragt mich, er kann seine Neugier offensichtlich nicht zügeln, mit einer leichten Verbeugung, nach der alten Frau im Rollstuhl: „Ihre Frau Mutter?".

„Nein", sage ich und fahre im Bogen an ihm vorbei. Er ist mit meiner Auskunft nicht zufrieden, er muss das wissen.

Beim Warten am Ende des Ganges sehe ich wie er sich vertraulich zu der Schwarzen beugt und mit ihr flüstert. Beide sehen sie her, aber sofort wieder weg, weil ich auch gerade den Blick in ihre Richtung gelenkt habe.

Ein besonderer Fall, ein besonders dicker Hund, war die Sache mit Dr. M. Dieser, ein bekannter Pädagoge, ein alter Lateiner,

die Stütze der Lehrerschaft eines Gymnasiums. Ich habe ihn immer für den Geist über den Wassern gehalten, weiß jetzt wenigstens, dass er höchstens der Dunst, der Nebel und damit ziemlich trübe ist.
Frau Bauer, eine der Bewohnerinnen des Pflegestiftes, hatte einen Schlaganfall erlitten und war seither an den Rollstuhl gefesselt. Die Sprache stellte sich langsam wieder ein und damit auch der Wunsch sich bei der Sparkasse über das Girokonto zu informieren, Geld abzuheben, Überweisungen zu tätigen, einfach Dinge zu regeln, die durch Krankenhausaufenthalt und Rekonvaleszenz unterblieben waren. Natürlich dauert so eine Vielzahl von Bankgeschäften ihre Zeit. Obwohl ich eine der ruhigen Zeiten für den Besuch des Kassenschalters ausgewählt hatte, bildete sich eine Warteschlange.
Der Schulmeister der gehobenen Güteklasse, das Warten nicht gewöhnt, trat von einem Fuß auf den anderen. Er hatte mich nicht erkannt, sicher mich auch nicht mit einem Rollstuhl hier vermutet. Während uns die freundliche junge Frau am Kassenschalter etwas ausfüllte, ging ich zum Ständer für die Vordrukke der GEZ für Rundfunk und Fernsehen, um ein Formular für eine Geräteabmeldung zu entnehmen. Ich fand das richtige nicht gleich und sah die Vordrucke genau durch.
Am Schalter inzwischen artikulierte Frau Bauer mühsam was sie noch haben wollte. Seither hatte ich eine Art Dolmetscher oder Vermittler zwischen Kundin und Sparkassenmitarbeiterin gespielt. Aber da ich die oft misstrauische Art von alten Menschen kenne und auch weiß, wie streng vertraulich Geldsachen

sind, ließ ich mir Zeit. Frau Bauer sollte nicht durch zwei fremde Ohren in der Erledigung ihrer Bankgeschäfte beeinträchtigt sein. Sie wurde durch jemand ganz anderen beeinträchtigt.
Mit zornrotem Gesicht meinte sich der Herr Magister zum Sprachrohr der Wartenden machen zu müssen.
„Das ist doch eine Unverschämtheit, was glauben sie eigentlich. Überlegen sie sich doch gefälligst vorher, was sie erledigen wollen. Sie haben sicher mehr Zeit als ich. Ich bin noch berufstätig“, rief er lautstark der erschrockenen Frau im Rollstuhl zu.
Die Wartenden vor ihm, lauter „kleine“ Leute und nicht wie er etwas „Besseres“ drehten sich überrascht um, schwiegen aber. Ihnen war der Zornausbruch des Ortsphilosophen peinlich. Auch die jungen Damen an beiden Schaltern des Instituts waren peinlich berührt, trauten sich aber nichts zu sagen. Vielleicht waren sie noch vor wenigen Jahren zu dem Menschenfreund in die Schule gegangen. Frau Bauer aber, die sich mühsam nach ihrem Ankläger herumgedreht hatte, weinte.
Jetzt hätte ihr Widerpart noch Gelegenheit gehabt, sein Image als Ortsgröße und Parteifunktionär zu wahren und mildere Töne anzuschlagen. Aber Zorn ist immer ein schlechter Ratgeber. Er motzte weiter, als Akademiker leider ganz ohne intellektuelle Note. Er schimpfte über die Rentner, dabei ist er in ein/zwei Jahren auch einer. Ihm ins Stammbuch – auch ein Pensionär ist eine Art Rentner. Er beruhigte sich erst, als ich mit den Formularen nach vorne ging, sie Frau Bauer in die Hand drückte und sagte: „Ich helfe Ihnen nachher beim Ausfüllen.“

Als ich den Rollstuhl wendete, hatte er sich am Nachbarschalter eingereiht, unterhielt sich angelegentlich mit seinem Nachbarn und streckte uns den Rücken hin. Frau Bauer kämpfte noch mit den Tränen. Wenn sie auch etwas verzögert ist, sie bekommt alles mit, nur kann sie nicht so schnell reagieren, formulieren, Sätze bilden. Auch ist ihre Aussprache nicht mehr so deutlich wie früher. Das macht sie aber nicht zu einer geistigen Kleinrentnerin. Sie war lange Jahre Abteilungsleiterin einer großen Firma.
„Ich kann doch nichts dafür", schluchzte Frau Bauer.
„Regen Sie sich nicht auf", es war ein schwacher Trost, den ich hatte.
„Keiner weiß, wer der Nächste ist, der ein solches Gefährt braucht. Sie wissen doch, es kann bis Abend anders werden, als es am frühen Morgen war", versuchte ich zu trösten. Der große Herr, der jetzt am Schalter bedient wurde, zog den Kopf ein. Wenn wir uns jetzt sehen, ist unser Verhältnis ein „besonderes". Er nimmt vielleicht an, ich hätte ihn damals nicht erkannt und ist von einer ausgesuchten Höflichkeit. Von weitem schwenkt er den Hut und spielt den Gentleman mit Prädikat und fünf Sternen, dabei sind diese Sterne höchstenfalls kleine Talglichter in einer Laterne.

Erstaunlich ist auch immer wieder, wie schnell man als dienstbarer Geist erkannt und als solcher behandelt wird. Ich sage dies ohne Komplexe. Ich kann mich wehren und solche Begebenheiten sind für mich das Salz in der Suppe des täglichen

Einerlei. Über was könnte ich denn sonst berichten, wenn alles schiedlich friedlich stinknormal abliefe.
Da verlangt mich eine hier wohnende reiche Frau am Telefon zu sprechen. Sie hat gesehen, dass ich Leute aus dem Stift spazieren fahre. Sie habe einen Bruder dort. Der müsse jeden Tag mindestens eine Stunde an die frische Luft, aber nicht vor 14.30 Uhr.
Vorher ruhe er.
Aber nicht länger als bis 15.30 Uhr.
Da gebe es den Nachmittagskaffee. Aber nicht den Bach entlang, da ziehe es zu sehr. Ich wisse sicher eine andere Route.
Ich weiß eine andere solcher rollstuhlgerechter Strecken. Aber ich verstehe sie vollkommen falsch.
Ich erkläre ihr, wie sie ohne an den Bach zu kommen, ihren Bruder ausfahren könne, dass es wichtig sei, die Reifen stets gut aufgepumpt zu haben und dass ein Rollstuhl mit einer Felgenbremse günstig sei, so wie ich einen habe, wenn ich Personen, die keine Angehörigen hätten, zu den nicht ins Heim kommenden Fachärzten bringe.
Sie hört meine Rede ohne Freude. Ob ich nur für Arztbesuche bezahlt werde, will sie wissen.
„Von wem bezahlt?“, hake ich nach.
„Ja sicher von der Kirche, der Sozialstation oder dem Krankenpflegeförderverein“, klärt sie mich auf. In allen diesen Institutionen sei sie Mitglied.
Ich kann damit nicht dienen, merke ich an, wenn sie jemand weiß, der Zeit habe und Lust, im Heim warten viele auf je-

mand, auch ohne Rollstuhl, zum Besuch, einfach zum Reden, Einkaufen, eine Besorgung machen, oder etwas ausfüllen. Sie weiß niemand und bringt das Gespräch ziemlich schnell zu Ende.

Auch im Altenheim ist das nicht immer so der wahre Jakob. Als ich eine alte Frau zum Augenarzt abhole und die anderen Bewohner der Station das erfahren, bricht eine seither unbekannte Sehschwäche aus. Alle brauchen neue Gläser, die alten sind zu schwach. Dabei handelt es sich vereinzelt um Brillen, die noch kein halbes Jahr alt sind. Seehofer, wenn er das mitgekriegt hätte, wäre knapp am Nervenzusammenbruch vorbei geschlittert.
Schwester Rosi ist entsetzt. „Diese eifersüchtigen alten Leute. Da wird eine zum Arzt gefahren, weil es nötig ist und sein muss und alle anderen werden neidisch. Da hat eine etwas was den anderen nicht geschieht und sofort haben die das gleiche Bedürfnis nur, dass sie nicht zu kurz kommen. Zum Auswachsen – verdammt noch mal!“, ärgert sie sich.
Auch manche der lieben Alten sind zuweilen recht böse Alte. In meiner Harmlosigkeit sage ich: „Schade, dass ihr Rollstuhl keine Fußstützen hat. Das wäre doch bequemer für sie.“
Darauf wird mir, bis wir in die Praxis einfahren, Negatives bis hin zur üblen Nachrede um die Ohren geknallt.
Sie habe halt keinen Schwiegersohn, der Notar ist und damit einen guten Draht zum Versorgungsamt oder zur Krankenkasse hat.

Frau Wolf habe sogar eine Bremse an ihrem Fahrzeug, nicht nur die beiden Feststellhebel vorne. Aber die schmiere ja auch den Doktor. Ohne eine Flasche Wein, käme der nie aus ihrem Zimmer heraus.
Ihre Nachbarin links, Frau Fischer, sei auch so Eine. Sie putze ihr Zimmer selber und so sehe es auch aus. Das habe sie selbst nicht nötig, sie könne das Reinemachen bezahlen. Sie bezahle sowieso alles selbst. Sie sei nicht auf Sozialhilfekosten hier und käme nicht auf der „Wassersuppe" daher geschwommen. „Grässlich", denke ich. In einem Alter, in dem der Weg zum Richterstuhl Gottes biologisch nicht mehr weit weg liegt und dann immer noch so ein böses Maul. Kein Wunder, dass sie eine der am wenigsten besuchten Personen in der Station ist. Nur die Verwandtschaft lässt sich am Geburtstag und kurz vor Weihnachten sehen. Nachbarn kommen keine und Freunde scheint sie nicht zu haben.
In einer Facharztpraxis ist eine junge, ausnehmend hübsche, Helferin beschäftigt. Sie kennt ihren Wert und spielt ihn auch aus. Zu feschen jungen Männern und als reich oder einflussreich erkannten Personen, kann sie sehr charmant und liebenswürdig sein.
Zu allen anderen – na ja. Ich bin weder jung noch fesch, weder reich noch einflussreich, falle also mit dem Rollstuhl durch das Raster und gehöre zu allen anderen, dem Rest der Klientel.
Sie zieht die Nase hoch. Sicher denkt sie, schon wieder so eine verzögerte Person aus dem Heim oder sie hat noch einen deftigeren Ausdruck – Debilität lässt grüßen.

Ich melde meinen Fahrgast an, übergebe die Patientenkarte, die seitherige Sehhilfe und die Medikamente, die eingenommen werden. Dann fahre ich die alte Frau ins Wartezimmer. Sechs Personen sind vor uns. Sechs mal mehr oder minder starkes Glotzen. Ich stelle die Oma so, dass sie dem glotzenden Patientenkreis den Rücken hinstreckt und einen Blick aus dem Fenster hat.
Als sie an der Reihe ist, kommt der Praxisstar und schaut mich auffordernd an. Ich schaue harmlos zurück. Ich heiße nicht Beck. Wenn sie mich bitten würde den Rollstuhl zu schieben, kein Problem. Nur einfach erwartungsvoll gucken, nutzt nichts. Frustriert über meine Begriffsstutzigkeit und mangelnde Hilfsbereitschaft, fasst sie die Griffe am Gerät an. Sie tut das mit einem Gesichtsausdruck, als wären diese frisch gestrichen, mit Rossbollen verschmiert oder statisch aufgeladen. Sicher kann sie prima Autofahren, aber um aus der Tür in den Vorraum zu kommen, braucht sie drei Anläufe.
Ich lese ungerührt in meinem mitgebrachten Buch „Monrepos, oder die Kälte der Macht". D. h. ich informiere mich gerade in meiner Dechiffrierliste, um wen es dort im Moment geht. Wie gesagt, ein Wort hätte genügt, eine Bitte, ein Lächeln bei der Anmeldung und sie hätte mit dem Rollstuhl keine Probleme gehabt. So jedoch nicht, da bin ich eigen.
Ein Aha-Erlebnis hat die Attraktion der Facharztpraxis jedoch an diesem Tag.
Der Herr Doktor, ein umgänglicher Mensch, der es besonders mit alten Personen gut kann, lobt meine Oma aus dem Stift. Er

beherrscht das Transportfahrzeug souverän. Nach etwa einer Viertelstunde, schiebt er die alte Frau aus dem Sprechzimmer. Die strahlt. Die nette Art des Mediziners hat ihr gut getan.
„Wer hat sie denn hierher gebracht? Müssen wir im Heim anrufen, dass sie abgeholt werden?", will er wissen.
„Dr Herr Heiland wartet uff me im Wartezimmer", klärt sie ihn auf. Er kennt mich vom Postschalter und kommt herein mich zu begrüßen. Er will wissen, ob ich mit Frau Beck verwandt bin und ich kläre ihn über den Besuchsdienst auf.
„Donnerwetter, alle Achtung", sagt er spontan. „Für was man Beamte doch alles brauchen kann. Aber Hut ab."
Seit dem Tag aber, kennt mich die „junge Dame", ist freundlich und es bedarf nicht einmal mehr eines Blickes, wenn mein Fahrgast an der Reihe ist. Ich schiebe den Rollstuhl bis ins Sprechzimmer und der Fachmediziner ist recht froh, wenn jemand dabei ist, weil viele der alten Leutchen nachher nicht mehr wissen, was er zu ihnen gesagt hat.
Regelmäßig holen wir die verschriebenen Medikamente oder fahren zu den Optikern.
Beide, Apotheker und Optiker, sind seither zu mir von ausgesuchter Höflichkeit. Dies gilt sicher nicht primär mir, als Mensch, sondern mir, als dem Zulieferer, dem Transporteur von Kundschaft – dem, der letzten Endes entscheidet, wohin er die Leute schiebt, an denen sie sicher nicht schlecht verdienen.

Trotz allem Negativen. Die Dankbarkeit und auch die Freude der alten Menschen wiegt das „Glotza" wieder auf.

Sie sind froh, wenn sie jemand zum Arzt bringt und dort auch auf sie wartet. Oft sind sie von auswärts, sind fremd, kennen Keinen, auch nicht den Weg.
Nehmen wir es einfach von der heiteren Seite, es gibt ja auch positive Aspekte.
So z. B. das Liebespärchen, das Hand in Hand, warum weiß ich auch nicht, auf der Steintreppe zu den Arztpraxen sitzt. Beide leicht vergammelt, wie halt junge Leute manchmal so sind. Sie sehen aus als hätten sie die Schwindsucht, als kifften sie und lebten auf den nächsten Trip zu.
Kaum habe ich mit dem Rücken die Fahrstuhltür aufgedrückt da springen beide auf. Der bleichgesichtige Jüngling hält mir die Tür des Fahrstuhls auf, seine Partnerin öffnet die Haustür.
Ich bedanke mich freundlich.
„Keine Ursache“, meint er. „Ist doch selbstverständlich“, meint sie.
„Des het i jetzt z letschd denkt“, meint Frau Huber, als wir ein Stück vom Haus entfernt sind.
Ich auch nicht, denke ich bei mir.
Auch Kinder sind bemerkenswert unbefangen.
Sie zeigen ihre Neugier offen. „Kann die Oma neme laufa?“, wird klar gefragt. „Des isch aber schad.“

Wenn ich auch nach wie vor zu meiner Kernaussage stehe, es gibt schon Beispiele, welche die negativen Aspekte des „Glotza“ wirklich mildern!

Konter

Konter – französisch contre, heißt soviel wie gegen – wider. Sicher kennen sie auch das Wort kontern, was entgegnen oder umkehren bedeutet. Der Urstamm liegt sicher im Lateinischen contra gleich gegen – entgegnen. Konträr – gegenteilig oder einander entgegengesetzt, lässt sich auch von dem contra, dem Gegenteil des pro ableiten.

Das Konter mit dem ich diese Geschichte überschrieben habe, stammt genau genommen aus dem Boxsport. Der Konter ist der Gegenschlag und einen solchen führte ich eiskalt durch. Natürlich nicht mit den Fäusten, sondern auf der mir besser liegenden verbalen Ebene, also rein sprachlich.
Mit Gastarbeitern habe ich nie Schwierigkeiten gehabt. Noch heute winkt mir der Pablo aus Spanien bei Hörcher-Haberkern einen Gruß zu, wenn ich mit dem Fahrrad in mein Baumstück fahre. Verschiedene Italiener sind Nachbarn geworden, gute Nachbarn. Durch die Weinbauschule bekamen wir Postler Kontakt zu Südafrikanern und Japanern. Schüler aus Mexiko, Paraguay, Kanada, Australien oder Togo regelten ihre postalischen Kontakte problemlos über unsere Schalter. Aber, natürlich muss

nach einer solchen Aufzählung eine Einschränkung kommen, „aber die Portugiesen". Dabei ist schon der Rundumschlag, die Pauschalisierung Portugiesen falsch, es war nur einer davon der Maitre, der Chef, der Häuptling, der Boss oder als was sich der Kerl, den ich meine, auch hielt. Er war einer der wenigen, die es schafften mich zu ärgern, zu verärgern und dazu gehört einiges.

Fakt war, dass eine Firma im Tal so zirka 25 - 30 Gastarbeiter aus Portugal beschäftigte. Bescheidene, zurückhaltende, arbeitsame Menschen, denen man ihre kleinbäuerliche Abstammung ansah. Das wäre kein Problem gewesen, wenn nicht eine totale Unkenntnis der deutschen Sprache damit einher gekommen wäre. Angehörige, selbst der entferntesten Völkerstämme oder Sprachgemeinschaften, hatten mit der Zeit wenigstens die unbedingt notwendige Umgangssprache Deutsch gelernt – sie nicht.

Dafür hatten sie den „Senor". Wenn es sich bei den Freunden um Personen weiblichen Geschlechtes gehandelt hätte, ich hätte den Senor für einen Zuhälter gehalten. Wenn er im schicken Sportwagen eine Fuhre Landsleute zu uns karrte, kam bei uns am Schalter Freude auf. Wenn er gestylt wie ein Dressmann, im Ledermantel mit Schal, goldkettenbehängt mit je einem Ring an mindestens drei Fingern einer jeden Hand, seine Glanzrolle als „Großer", als einer der das Sagen hat in unserer Schalterhalle, gab, fiel unser Thermometer beträchtlich.

Erstens blockierten die meist telegrafischen Einzahlungen ins Ausland naturgemäß unsere Annahmestellen eine geraume Zeit



und die Kunden stauten sich hinter dem Pulk aus dem Volk der einstigen Seefahrer und des am längsten intakten Kolonialreiches.
Zweitens ging uns der Modegeck und seine Art sich zu produzieren, auch auf unsere Kosten, auf die Nerven oder den Geist, ganz wie Sie wollen.
Schon beim ersten seiner stets denkwürdigen Besuche hatte er ein Manko bei uns Schalterbeamten entdeckt, unsere Achillesferse ausgemacht. Wir waren beide keiner Fremdsprache mächtig und das wertete unser Ansehen bei ihm ab. Meine Englischkenntnisse von einst hatte ich nie anwenden können. Früher war Deutschland noch kein Einwanderungsland und „Multikulti" hätte man für eine Wortspielerei gehalten, nicht für den Krampf was das letztlich ist. Er konnte recht gut deutsch, scheinbar auch englisch, französisch, spanisch und natürlich seine Muttersprache portugiesisch.
Sicher, um uns sogleich klar zu machen mit was für einer Persönlichkeit wir es bei ihm zu tun hatten, hatte er ohne Not unsere Fremdsprachenkenntnisse abgefragt. Es ging um einen Ausdruck, den er, wie wir nachher erfuhren, sehr wohl kannte. Aber um zu zeigen welcher Sprachen er, der Senor, mächtig sei, fragte er mich, sicher auch um seinen Abhängigen zu imponieren und zu zeigen, dass sie ihn brauchten, auf ihn angewiesen waren:
„Do you speak english?".
Als ich den Kopf schüttelte, sagte er nur:
„O".

Aber so wie er das „O“ sagte, sprach es Bände. Es kam kurz, zackig, abgehackt aus einem Mund und zeigte seine ganze Verachtung für einen Menschen, der die englische Weltsprache nicht beherrschte.
„Parlez – vous française?,“ schob er spornstreich nach.
Ich erntete wieder ein „O“ der gehobenen Güteklasse. Er zeigte so sein Unverständnis, dass in Deutschland solche Kretinen, solche fremdsprachenunkundigen, geistlichen Kleinrentner sich hinter Postschaltern breit machen dürfen.
Dieses heitere Spiel aber wiederholte sich von nun an in schöner Regelmäßigkeit und erregte deshalb meinen Zorn über alle Maßen.
Ich sann auf Rache und mein Tag kam.

Wieder einmal hatte er sich auf unsere Kosten produziert und das obligatorische Frage-Antwort-O-Spiel durchgezogen, da ging ich zum Gegenangriff über. Ich holte sozusagen nach seiner Attacke zum Konter aus.
Ich sah ihm kühl und scheinbar distanziert voll ins Gesicht und fragte: „Griechisch?“
Er sah mich überrascht und etwas begriffsstutzig an.
„Greecia?“, verdeutlichte ich meine Frage.
„No“, sagte er überrascht.
Ich stieß, wie ich es von ihm des öfteren hören durfte, ein abgehacktes „O“ aus und schüttelte den Kopf. Aber so billig sollte mir der Kerl nicht davon kommen. Ich hielt den Augenkontakt und fragte ihn durchdringend anblickend:

„Hebräisch, Hebraica?“ verdeutlichte ich wiederum den deutschen Begriff. Er kam buchstäblich ins Schwimmen.
„No, no“, sagte er ziemlich verstört.
Mein „O“ kam wie ein Weckruf für die Kompanie drei Uhr in der Frühe. Aber noch hatte ich mein Pulver nicht restlos verschossen.
„Lateinisch?“, fragte ich ungerührt seiner hilflosen Miene. „Latinum?“, war ich so freundlich auch diese Frage zu verdeutlichen.
Er schüttelte fast erschrocken den Kopf.
Mein „O“ kam wie die Fanfare bei olympischen Spielen. Ich schüttelte den Kopf und lachte ihm ins Gesicht. Ich lachte ihn an, er hielt es vielleicht für aus.
„Du liebe Zeit“, erheiterte sich mein Kollege am Nachbar-Schalter, den ich in die Aktion eingeweiht hatte. Seine Untertanen aber standen buchstäblich mit offenen Mund. Es war scheinbar das erste Mal, dass ihrem „Patrone“ eine Unkenntnis oder ein Mangel nachgewiesen worden war.

Auf jeden Fall zum Schluss die Feststellung:
Nie wieder wurden wir in gehabter Weise auf unsere fehlenden Fremdsprachen hin examiniert. Nur gut, dass der Patrone diese alten Sprachen nicht kannte. Ich kenne sie nämlich auch nicht!

Der lange überdachte Gang

Wo in Weinsberg der lange überdachte Gang ist, kann Ihnen außer auf der Post, besser in der Filiale der Deutschen Post AG, niemand sagen. Alle werden Sie fragend ansehen und mit den Schultern zucken. Nur mein Kollege Georg und ich, wir sind die hier Wissenden, die Eingeweihten, neudeutsch eben Insider.

Es war an einem Samstag vor gut 20 Jahren. Ich hatte wie an jedem Samstag Dienst am Postschalter und bog so ungefähr um dreiviertel neun um die Ecke vom Postamt oben am Bahnhof. Es war Sommer und ein strahlend schöner Tag. Vor dem Bahnhofsständle, dem Amtsgebäude der Post gegenüber liegend, sangen schon etliche Gäste in den höchsten Tönen. Sie nutzten das freie Wochenende auf ihre Weise. Sie fingen beizeit an, trugen ihre diversen Promille so zwischen 9.00 und 10.00 Uhr das erste Mal nach Hause.
Wenn wir aber unser Amt geschlossen haben und mit Kassenschluss und anderen Schlussarbeiten fertig waren, standen sie schon wieder voll auf der Platte für die nächste Runde. Nun, jedem das Seine. Ärgerlich ist nur, wenn gerade diese Strate-

gen über die faulen Beamten losziehen, die sie bezahlen müssen, deren um so viel schlechter liegende Dienstzeiten ihnen aber bestimmt nicht behagen würden, sie garantiert nicht mit uns tauschen wollten. Sie hätten dann ja kaum noch Zeit zum Saufen.
So weit so gut also, oder so schlecht.

Auf der damals noch vorhandenen umlaufenden Bank an der großen Eiche zwischen Postamt und Bahnhofswirtschaft, saß ein kleines altes Männchen und blickte mir aufmerksam entgegen. Ich kannte den Greis nicht, winkte ihm aber freundlich zu. Er strahlte und wedelte dankend mit der Hand. Als ich aber pünktlich um neun die Türe zu unserem Schaltervorraum aufschloss, stand er schon inmitten der ganzen Reihe derer die warteten.
Von meinem Schalter aus sah ich, dass er aus dem Hintergrund die Lage peilte. Er wartete geduldig bis wir den ersten Ansturm bewältigt hatten. Während der Anmeldung eines R-Gespräches ins Ausland, das gab es damals noch, hatte ich die Gelegenheit den Opa zu beobachten.
Ich schmunzelte über die Art, wie er angezogen war. Es sah aus, wie wenn eine viel zu große Hose mit einem viel zu kleinen Mann spazieren gehen würde. Er trug eine braune Cordhose, die so weit war, dass er bequem zwei-drei weiteren Personen seiner Statur, zwei Normalgewichtige, oder einen Dicken in Untermiete dort hätte nehmen können. Nur gut, dass das Beinkleid durch breite, bunte Hosenträger befestigt war. Hosenträger, welche damals gerne von der Jugend ab Berufsschul-



alter als Protest gegen die allseits üblichen Hosengürtel fast herausfordernd zur Schau getragen wurden. Er steckte barfuß in einer Art Filzpantoffeln, eigentlich Hauslatschen. Sein Hemd aber sah mehr wie ein Schlafanzugkittel aus, genau mit den damals üblichen Längsstreifen.
Als sich unsere Schalterhalle nach dem ersten Schub – wir sagen immer, wenn mehrere Kunden gleichzeitig kommen, „es hätte wieder die Straßenbahn gehalten“ – geleert hatte, trat er näher und zelebrierte seinen Auftritt:
„Guten Morgen, Kollegen“, krähte das Männchen, „ich schreibe mich Vogel und bin ein Kollege aus Öhringen.“
Wir nahmen's zur Kenntnis. Mein Kollege Georg lachte schallend, weil ihm die Rede gefallen hatte und nahm sogleich den Faden auf:
„Ich schreibe mich Seber“, bläkte er los, „und mein Kollege“, er zeigte mit dem Finger auf mich, obwohl kein anderer da war, „schreibt sich Heiland, wie Jesus Christus. Ich darf also schon auf Erden mit dem Heiland zusammen schaffen.“
Der Greis hörte es oder auch nicht. Die Worte schienen irgendwie an ihm vorbei zu gehen. Aber zielsicher klinkte er sich, nachdem Georg sein erstes Pulver verschossen hatte, wieder in die Unterhaltung ein:
„Ich hab' früher in Öhringen zugestellt und wohne noch dort. Ich war in Heilbronn im Krankenhaus und bin jetzt auf dem Weg nach Hause. Da wollte ich euch mal 'Guten Tag' sagen.“
Ich sah ihn nachdenklich an, entlassen, auf dem Weg nach Hause, in dem Aufzug?

„Habt ihr zufällig eine Zigarette für nen alten Kollegen?“, fragte der Kleine treuherzig.
„Wir sind Nichtraucher“, sagte Georg, was auch zutrifft. Ich hatte den unbestimmten Verdacht, dass irgend etwas nicht so stimme, wie es uns der Opa gesagt hatte. Deshalb sagte ich schnell: „Ich glaube ich habe irgendwo hinten eine angebrochene Schachtel. Warten Sie einen Augenblick.“
Seine enttäuschte Miene hellte sich auf.
Georg blickte mich erstaunt an. Hinter der Schalterwand gab ich unserem Innendienst 3,- DM für eine Schachtel Zigaretten.
„Seit wenn raucha denn Sia?“, fragte der erstaunt.
„Nicht für mich“, wehrte ich ab.
„Was soll's denn für a Sorta sei?“ Ich zuckte mit den Schultern.
„Texas, Ernte, Marlboro, Astor, Lord, Rothändle, Milde Sorte, Stuyvesant, HB, Reval...“, fing er an, das damalige Angebot aufzuzählen.
„Ist egal, alles nur nicht Reval“, antwortete ich, denn mir war bei seiner letzten Nennung der umlaufende Spruch „siehst du die Gräber dort im Tal, das waren Raucher von Reval“ eingefallen, der dann meist von den Rauchern dieser Sorte weitergeführt wurde „siehst du die Gräber an anderen Orten, das sind die Raucher von anderen Sorten“.
Der Kollege flitzte los und drückte mir kurze Zeit später eine Schachtel Astor in die Hand. Die öffnete ich und nahm eine ganze Anzahl Zigaretten heraus, um die Verpackung angebrochen erscheinen zu lassen.
„Bitte sehr, Herr Amtskollege“, sagte ich jovial, lehnte mich

durch die Paketschleuse hinaus und bot ihm Zigarette und Feuer an. Er war freudig bewegt.
„Wie sind Sie denn hierher gekommen, mit dem Zug?“, fragte ich eher beiläufig.
„Nee, nee, wie es sich für nen echten Postler ziemt auf Schusters Rappen.“
Jetzt staunte ich, auf dem Weg vom Krankenhaus, heim nach Öhringen, zu Fuß? „Sind Sie dann über den Berg, durch den Wald oder der Bundesstraße nach gewandert?“
„Nicht über den Berg, es ging immer ziemlich eben. Durch den langen, überdachten Gang.“
Georg Seber und ich blickten uns fragend an. Er wedelte mit der Hand vor dem Gesicht und machte eine Kopfbewegung in Richtung des alten Mannes, der sich Vogel schrieb. „Scheibe“, sage er halblaut, „mindestens 5 m neben dem Helm. Der heißt nicht nur so, der hat einen, vielleicht sogar einen ganzen Käfig.“ Er wollte damit andeuten, dass unser Schaltergast sicher nicht alle Tassen im Schrank oder alle Hühner auf dem Balkon versammelt habe. Ich nickte.

Um Zeit zu gewinnen und den alten Herrn nicht einem ungewissen Schicksal zu überlassen, sagte ich:
„Nehmen Sie Platz, Herr Vogel, hinten bei den Schreibpulten. Rauchen Sie in Ruhe und wenn Sie fertig sind, holen Sie sich noch eine. Auf einem Bein kann man nicht stehen.“
„Mach ich, mach ich. Sie sind ein echter Kollege“, lobte er mich überschwänglich.

„Da stimmt irgend was nicht", flüsterte ich meinem Kollegen Georg zu. Er bekam neue Kundschaft.
Gerade wollte ich mich erheben, um von einem Telefon im Hintergrund, das Heilbronner Krankenhaus anzurufen, da kam ein Beamter der Bundesbahn um die Tageseinnahmen des Weinsberger Bahnhofs vom Vortag einzubezahlen. Während ich das Geld zählte, blickte er in der Schalterhalle herum.
„Sagen Sie mal, kennen Sie den alten Mann da hinten", fragte er mich leise.
Ich schüttelte den Kopf. „Er hat uns erzählt er sei ein ehemaliger Postler aus Öhringen", antwortete ich ebenso verhalten.
„Ach so", sein Interesse schien abzuflachen.
„Als ich heute morgen kam, saß er schon unter der Eiche auf dem Bänkle", ergänzte ich.
Er wurde hellwach. Ihm sei heute etwas passiert, aber er wäre noch ganz durcheinander und hätte zuerst an seinen Augen, dann an seinem Verstand gezweifelt, flüsterte er mir zu.
Ich war ganz Ohr.
Vogel auf seinem Sitzplatz paffte genüsslich Wolken in die Luft.
Samstags beginne sein Dienst erst um 5.45 Uhr. Der 4.30 Uhr Güterzug nach Hall verkehre da nicht. Als er den ersten Zug 5.58 Uhr nach Heilbronn abgefertigt habe, hätte er diesem nachgesehen, um sobald er entsprechend entfernt sei, das Ausfahrtsignal von Freie Fahrt wieder auf Halt zu stellen. Das habe er dann gemacht, und gerade als er aus dem Stellwerksraum wieder anderen Aufgaben nachgehen wollte, wäre ihm am Anfang der lang gezogenen Kurve, welche die Schienen nach links in

Richtung Tunnel und damit aus dem Blickfeld des Bahnhofes führt, eine kleine Gestalt auf den jenseitigen Schienen, denen nach Hall-Crailsheim, aufgefallen. Er hätte mit den Augen gezwinkert. Der Schatten blieb. Nun wäre dies an und für sich nichts Außergewöhnliches. Buben kletterten oft nach oben, zeigten sich, um ihren Mut zu beweisen, den Untenstehenden, gingen dann aber meist sehr schnell wieder die Böschung hinunter. Aber nicht um diese Zeit. Eine Art Mutprobe also. Aber niemals bliebe einer oben, wenn ein Zug vorbeifahre, selbst wenn der auf dem Nachbargleis verkehre nicht. Nun sei er ja lange genug bei der Bahn und habe schon zwei mal erlebt, wie sich ein Mensch vor den Zug werfe – ein Alptraum. Das Trauma jedes Eisenbahners.
Nachdem er den ausfahrenden Zug weitergemeldet und die entsprechenden Einträge im Tagesfahrtenbericht gemacht hatte, habe er wieder in Richtung Heilbronn geblickt, in der stillen Hoffnung der auf den Schienen stehende Mensch sei verschwunden. Das aber war nicht der Fall. Im Gegenteil, der war inzwischen näher gekommen, immer noch auf dem Crailsheimer Gleis auf dem ja 6.13 Uhr der Frühzug nach Hall kommen musste. Obwohl dieser noch nicht angemeldet, bzw. von Heilbronn abgemeldet worden war, hätte ihn eine gewisse Panik erfasst.
Ein Selbstmord hier vor seinen Augen, nicht auszudenken.
Am liebsten wäre er aus dem Bahnhof gerannt, um dem Rindvieh auf dem Bahnkörper eine zu knallen und ihn den Bahndamm hinab zu werfen. Vorsichtshalber habe er als der 6.13 Uhr nach Hall angekündigt worden war, das Vorsignal auf Halt

stehen lassen, dass der Zug bremse und langsam bis zum Hauptsignal fahre. Er hätte dann mit der Signalflagge vom Bahnhof aus auf die eventuelle Gefahr aufmerksam und den Lokführer zur besonderen Vorsicht veranlassen können. Aber er sei ja um diese Zeit alleine und hätte zudem Kunden an den Fahrkartenschalter bekommen.

Als er aber wieder nach vorne in seine Aussichtskanzel gekommen sei, wäre die Gestalt wie vom Erdboden verschluckt gewesen. Durch den Blick des alten Amtsfeldstechers habe er vorher schon feststellen können, dass der Wanderer auf dem Gleis, ein Erwachsener, ein alter Mann, auf jeden Fall kein Kind gewesen sei.

Trotzdem eine Gefahr nicht mehr sichtbar gewesen war, habe er den Zug am Hauptsignal halten lassen. Erst als dieser Einfahrtfreigabe heischend gepfiffen habe, hätte er den Lokomotiv-Führer mit dem drehbaren Scheinwerfer angeblinkt, ihm mit der Signalflagge Vorsichtszeichen gemacht und schließlich die Einfahrt frei gegeben. Der Zug sei in langsamen Tempo eingefahren. Lokomotiv-Führer und Heizer hätten je auf ihrer Seite aus dem Führerstand die Fahrstrecke beobachtet, jederzeit bereit zur Vollbremsung. Es hätte ja sein können, die Fatamorgana warte etwas unterhalb der Dammkrone im Gebüsch, um sich vor den daherfahrenden Zug zu werfen. Aber nichts sei passiert!

Die am Samstag nicht so zahlreichen Fahrgäste hätten sich natürlich gewundert und ihn aufgezogen. Ob heute der Herr Bundespräsident mitfahre und er diesen mit seiner Flagge begrü-

ßen müsse, hätte einer gelästert. Die Kollegen von der fahrenden Zunft schließlich hätten ihn als Spinner bezeichnet.
Ob er gestern zu lange gefeiert habe, wollten sie wissen. Da hätte man nämlich manchmal so Trugbilder.
Sie hätten rechts und links überhaupt nichts gesehen.
Das ganze Städtchen schlafe noch und für ihn wäre es sicher besser gewesen, er wäre auch im Bett geblieben heute morgen hätten die Beiden gemosert, beendete er mit ärgerlicher Miene seinen Bericht.

Mir war natürlich schon lange ein Licht aufgegangen. Mir war klar geworden, wie der Greis fast „eben“, ohne über einen Berg zu kommen nach Weinsberg gelangt war.
Der lange überdachte Gang war nichts anderes als das über 900 Meter lange Weinsberger Tunnel auf der Kochertalstrecke der Deutschen Bundesbahn. Irgendwie war der Alte auf die Schienen gekommen und munter in Richtung Öhringen gewalzt.
Der alte Witz von den zwei Betrunkenen fiel mir ein, die auch von Schwelle zu Schwelle unterwegs sind.
„Ist das eine lange Treppe“ klagt der eine, „ich habe jetzt bis auf 5.282 gezählt und die Stufen sind noch nicht zu Ende.“
„Das wäre nicht so schlimm“, merkt der andere an „mich ärgert mehr, dass das Geländer so furchtbar weit unten montiert ist.“
Aber zum Scherzen war mir eigentlich nicht zu Mute. Ich teilte dem Eisenbahner meinen Kenntnisstand um den Mann, der sich Vogel schrieb, mit und bat ihn nichts zu sagen oder zu unter-

nehmen. „Ich will im Krankenhaus Heilbronn anrufen, ob die Entlassung seine Richtigkeit hat. Ich glaube fast, der ist denen ausgerissen."

Vogel hatte ausgeraucht und stand auf.

„Herr Amtskollege noch eine Zigarette, wie versprochen", rief ich und wedelte einladend mit der Packung.

Er strahlte aus allen Knopflöchern. „Sie sind ein Gentleman", lobte er. „Sie wissen einen alten Kollegen zu schätzen."

„Nehmen Sie ruhig wieder Platz und an einer dritten soll es nicht fehlen."

Er stolperte beglückt zu dem erst kurz verlassenen Sitzplatz.

„Bleiben Sie geschwind vor meinem Schalter stehen. Wenn vor dem Schalter leer ist, stellen sich Kunden an und sind dann sauer, wenn längere Zeit keiner kommt", erklärte ich.

Er hätte gerade Pause und neugierig sei er auch, sagte der Mann von der Bundesbahn.

Vom Fernsprecher unserer Zustellkasse aus, rief ich das Heilbronner Krankenhaus an. Etwas unkonzentriert stellte ich mich vor und fragte: „Entschuldigung, ich hätte gerne gewusst, ob Sie einen Vogel haben?"

Der Mann in der Telefon-Zentrale hatte Humor. „Ich nicht, aber wir haben hier einige bei denen die Frage zutrifft."

Jetzt erst bemerkte ich den Doppelsinn meiner Frage.

„Ich meine natürlich einen Patienten namens Vogel", verdeutlichte ich mein Anliegen.

„Ach so", sagte er fast enttäuscht. „Wir haben zwei Vögel", meldete er sich nach kurzem Suchen in seinen Unterlagen.

„Wie heißt denn Ihr Vogel mit Vornamen?"
„Weiß ich nicht, aber er soll in Öhringen wohnen."
„Stimmt. Julius Vogel, Öhringen, Hindenburgstraße, Jahrgang 1900."
Es war noch die auskunftsfreudige Zeit, wo sich nicht jeder hinter dem Datenschutz versteckt hat.
„Der andere ist Jahrgang 1936 und wohnt in Gundelsheim", klärte mich der freundliche Mensch am Telefon vollends auf.
„Nein, nein. Der erste Vogel ist unser Mann. Ist der entlassen worden? Der sitzt bei uns in der Schalterhalle und wirkt recht desorientiert."
Nach seinen Unterlagen sei er noch auf Station, aber er bekäme die Entlassungen manchmal erst hinterher. Er verbinde mich auf alle Fälle, sprach der Mann der Telefon-Zentrale.
„Station acht, Schwester Anni", meldete sich eine sympathische Stimme.
Ich stellte mich vor und fragte: „Sie haben doch einen Patienten namens Vogel."
„Den haben wir nicht, den suchen wir wie eine Stecknadel", sagte die Schwester bekümmert, „der ist seit heute früh verschwunden. Als die Nachtwache um 5.00 Uhr zum Temperatur-Messen kam, war sein Bett leer. Die beiden anderen Patienten haben so gut geschlafen. Die haben nicht bemerkt, dass er weggegangen ist."
„Herr Vogel sitzt bei uns im Postamt Weinsberg, in der Schalterhalle."
„Gott sei Dank", sagte sie spontan. „Halten Sie ihn unter allen

Umständen fest, ich schicke gleich einen Sanka zu ihnen raus. Wie haben Sie denn bemerkt, dass er bei uns entwischt sein könnte?", fragte sie neugierig.
„Er hat uns erzählt, er sei bei ihnen entlassen worden und sei zu Fuß auf dem Weg nach Hause nach Öhringen. Dies barfuß in Filzlatschen und in die Hose, die er an hat, passen gut vier von seinem Kaliber."
„Was für eine Hose hat er denn an?", wollte die sympathische Stimme wissen.
„So eine braune Cordsamthose mit einem großen, roten Hosenträger." Sie lachte schallend und wollte sich gar nicht beruhigen. „Jens, Jens", rief sie laut. „Wochenende ist gerettet. Deine Hose ist wieder da. Vogel ist mit ihr ausgeflogen."
„Wissen Sie, einer unserer Nachtdienst-Pfleger sucht schon stundenlang verzweifelt seine Hose. Er will seine Freundin im Schwarzwald besuchen und nur in der Unterhose unter dem Motorradanzug geht das nicht gut." Wir lachten gemeinsam. Dann erzählte ich ihr, wie Vogel zu uns gekommen war und sie wurde sehr ruhig.
„Lieber Himmel, wenn das werktags gewesen wäre, nicht auszudenken." Es sei ihnen völlig schleierhaft, wo der alte Mann das Krankenhausgelände verlassen habe. Der Pförtner schwöre Stein und Bein, bei ihm wäre er nicht vorbeigekommen.
Ihn selbst fragen könne man nicht, er sei ja ziemlich verkalkt und im ständigen Versuch wegzulaufen, für die Station eine arge Belastung. „Dazuhin schnorrt er überall nach Zigaretten und verqualmt unsere Toiletten", merkte sie an.

„Er hat auch bei uns nach Zigaretten gefragt. Damit halten wir ihn hier auf", teilte ich ihr mit.
Sie würde sofort nach einem Krankentransport telefonieren, versprach Schwester Anni. Wir sollten Herrn Vogel aber unbedingt im Auge behalten. Wenn er das habe, was er wolle, liefe er oft einfach weiter.
Ich guckte in die Halle.
Vogel pustete noch immer ganze Schwaden in die Luft. Es war mir einfach zu gefährlich, dass er von uns im Schalter unbemerkt, die Halle verlassen könnte.
Ich rannte zu unserem Chef, klärte ihn mit wenigen Worten auf und Herr Luttenberger spielte sofort mit. Ich brachte ihm die vorher entnommenen Zigaretten, die ich einfach in meinen Kleiderschrank gelegt hatte.
Er öffnete die Amtszimmertür, stellte sich als der Betriebsleiter des Amtes vor und bat den Öhringer Herrn Kollegen zu sich in das Büro. Geschmeichelt folgte Vogel dieser Einladung. Drinnen verwickelte Herr Luttenberger den Kollegen, der sich Vogel schrieb, in ein Fachgespräch, erzählte von unseren derzeitigen Sorgen und Nöten. Der Kleine hörte sichtlich interessiert zu. Er fühlte sich als Postler akzeptiert und in seiner Fachkompetenz wichtig genommen. Natürlich nahm er die dritte Zigarette dankend an und schielte begehrlich nach denen die noch auf dem Schreibtisch lagen.
Wir aber saßen außen wie auf Kohlen, ob der Krankentransportdienst auch rechtzeitig käme. Denn gegen seinen Willen konnten und wollten wir den alten Herrn nicht festhalten. Wir

hätten ihn ja schließlich nicht festbinden oder einschließen können. Auch war uns der Mann in seiner krankheitsbedingten, hilflosen Naivität eines Schutzes bedürftig und durchaus sympathisch. Er würde mit seinem harmlosen Kindergemüt sicher keinem Menschen etwas zu Leide tun. Andererseits wusste man nicht, welchen Menschen er unterwegs begegne.

Endlich ging die Türe auf und zwei weiß angezogene Männer betraten die Halle. Ich winkte.

„Na, wo ist denn unser Vögelchen", fragte der größere von Beiden.

„Drinnen, bei unserem Chef. Aber schimpfen Sie nicht mit ihm. Der hat sich beim Weglaufen bestimmt nicht viel gedacht. Sicher auch nicht euch einen Streich spielen wollen", versuchte ich im Vorfeld zu vermitteln.

„Wir sind froh, dass er wieder da ist. Sie haben recht. Vögelchen ist harmlos, ist jenseits von gut und böse", bestätigte der kleinere der beiden Männer.

„Hier haben Sie die Zigarettenschachtel mit den restlichen Glimmstengeln. Vielleicht haben Sie damit einen guten Einstieg." Ich schob ihm die Schachtel durch die Zahlmulde.

„Gute Idee", lobten beide Krankentransporteure übereinstimmend. Dann klopften sie an der Amtszimmertüre und unser Chef machte erleichtert auf. Schon nach kurzer Zeit verabschiedete Herr Luttenberger den Amtskollegen, der sich Vogel schrieb, mit Händedruck und würdig schritt die große Hose mit dem kleinen Mann – umgekehrt, natürlich sorglich geleitet von der Krankenwagen-Mannschaft, durch die Halle.

„Ist mein Glückstag heute, Kollegen“, rief uns das Männchen zu.
„Die Kollegen hier haben mir meine im Krankenhaus vergessenen Rauchwaren gebracht und nehmen mich ein Stückchen mit. Sind das Freunde, oder nicht?“
„Klar“, riefen Kollege Seber und ich gleichzeitig.
Jovial winkte er uns zu.
Hinter seinem Rücken machte einer der Weißgekleideten mit den Händen das Zeichen des Dankes und führte anschließend die Hand im Raucherstil an die gespitzten Lippen.
„Ist schon gut“, wehrte ich ab.
„War ein prima Aufhänger“, rief er mir lachend zu, dann verschwand das Trio.

Das war also die Geschichte von dem langen, überdachten Gang nach Weinsberg. Wenn sich hin und wieder Leute nach dem Weg nach Heilbronn erkundigen, kann es schon einmal vorkommen, dass sie gefragt werden – über den Sattel, über die Waldheide oder durch den langen, überdachten Gang. Wir ernten dann schon etwas verdutzte Gesichter, denn von einem langen, überdachten Gang hat keiner von ihnen je gehört. Außer, ja außer er hat durch irgend einen dummen Zufall diese Geschichte gelesen.

Die Retourkutsche

Die Retourkutsche ist ein heute eigentlich nicht mehr zeitgemäßes Wort. Wer fährt denn noch mit einer Kutsche? Gegenzug wäre sicher ein besserer Ausdruck oder eventuell gar Contrajet. Auf jeden Fall ist vor der Retoure schon mal etwas gewesen, sonst wäre sie keine. Die Retourkutsche ist primär negativ besetzt. Geht es um eine positive Sache, sagen die Beteiligten würdig:
„Oi Ehr isch die andere wert". Aber, wie gesagt, wenn es gilt Gleiches mit Gleichem, besser gesagt, gleich Schlechtes mit gleich Schlechtem zu vergelten, dann ist der Ausdruck Retourkutsche angesagt. Dabei hat nicht nur gut Ding Weile, schlecht Ding dauert auch so seine Zeit.
So lehnt beispielsweise Nachbar Maier in der nachbarschaftlichen Anhörung die erforderliche Ausnahmegenehmigung für das Baugesuch von Nachbar Müller ab. Dessen Großvater hat anno 06 oder 08, so genau weiß man das heute nicht mehr, auf jeden Fall war es vor dem 1. Weltkrieg, den Bau eines Schweinestalls genau auf der Grenze verhindert. Grund genug, heute nach über 90 Jahren, den Dachausbau von Müllers zu stoppen. Denen langt eine Dachgaube nach vorne. Zu was wollen die

auch noch neugierig in Maiers Garten schauen, zumal zum Glück der fehlende Abstand ein Mitspracherecht verlangt. So lange also können Retourkutschen dauern, aber es kann auch schneller gehen.

Direktor Leitz hatte gebaut – aufs Land gebaut.
Natürlich war der Hauptwohnsitz die große Villa in der Stadt geblieben. Aber mitten in die Natur hatte er außerhalb eines Dorfes unter Ausnutzung sämtlicher ihm zur Verfügung stehender Verbindungen und Kontakte ein schickes Landhaus in die Landschaft geknallt. Den Bauern rings umher, seinen neuen Nachbarn, hatte er gleich gezeigt, mit wem sie es zu tun haben. Er war für rüpelhaftes Benehmen, rüde Redensarten und vor allem für seine Ellbogen Marke „Kruppstahl extra Klasse" bekannt.
Aber auch die Ökonomen waren ja nicht gerade auf der „Wassersuppe" dahergeschwommen.
Als am Landhaus, Freitag abends, Lampions aufgehängt und Windlichter aufgestellt wurden, zudem der große türkisfarbige Pool geschrubbt wurde, machte man sich so seine Gedanken. Ein im Haus beschäftigtes Mädchen vom Ort, beiläufig befragt, bestätigte die Vermutung.
Leitz'ens wollten am Samstag ihr großes Sommerfest starten. In der Nacht vom Freitag zum Samstag aber regnete es. Das aber war Grund genug für einen Nachbarn etwas entfernt, auf einem zur Neuanlage anstehenden Weinberg, Jauche auszubringen.

Der Herr aber war mit den Seinen, denen, die seine Natur noch bebauen, noch bearbeiten, noch umtreiben. Der Wind wehte so günstig, dass die ganzen Schickimickis bei Leitz'ens Party indigniert die Nase rümpften und die Veranstaltung zu einer Innenfete, zu einem Haus-Event, mutierte. Die schöne Terrasse und das indirekt beleuchtete Becken waren nicht zu benützen. Direktor Leitz hatte zwar getobt, musste sich aber selbst von seinem Anwalt sagen lassen, dass, wer auf das Land baue, solche spezifisch ländlichen Widrigkeiten eben aushalten müsse. Ja, der Manager hat sich in diesem Fall sogar als lernfähig erwiesen. Er hat sich in die dörfliche Gemeinschaft integriert. Er ist passives Mitglied in den verschiedenen Vereinen und tritt sogar als Sponsor auf. Er kennt zwischenzeitlich alle seine Nachbarn und pflegt einen nachbarschaftlichen Plausch über das schmiedeeiserne Parkgitter. Bei großer Hitze lässt er es an einem erfrischenden Trunk nicht fehlen. Zu seinen Sommerfesten aber lädt er gar seine Nachbarn ein. Wenn auch nicht alle kommen, so weiß doch jeder Bescheid und eine nochmalige Retourkutsche ist nicht nötig und bleibt in der Wagenremise.

Die Retourkutsche von der ich berichten will, hat ihren Namen verdient. Aber es handelte sich um eine derart geglückte Aktion, voll Humor und Ironie, dass sie mir des Berichtens wert ist. Heinz Weiser heißt nicht nur so, er ist auch einer, das kann ich ohne Abstriche bestätigen. Er ist ein kluger und sehr belesener Mann. Ersteres weiß man, zweites hört man, denn der Heinz würzt seine Reden und es sind deren viele, mit Klassiker-Zita-

ten. Nun, auch andere wissen eine ganze Menge. Aber wo diese vielleicht bei Goethe und Schiller, Uhland oder Kerner schöpfen, ist Heinz Weiser sozusagen ein Globalplayer. Laotse und Konfuzius, Shakespeare und Molière, Tolstoi, Dostojewski und Puschkin sind nur eine kleine Auswahl seiner Quellen. Er hat einen ungebremsten Wissensdurst und die Zahl der Bücher die er verschlingt ist Legion. In seiner Familie und seinem Umfeld, dem Freundes-, Nachbarn- und Bekanntenkreis ist er deshalb eine geschätzte und beachtete Person, eine unbestreitbare Größe. Ihn zieht man ins Vertrauen, ihn bittet man um Rat. Aber gerade hier muss ich ganz einfach feststellen, dass manche seiner Ratschläge blanke Theorie sind und bar einer praktikablen Lösungsmöglichkeit, ja sogar für Erheiterungen und Verwicklungen geradezu prädestiniert.

Ich würde den „Weisen" deshalb niemals in einer realen Sache konsultieren. Seine Sicht der Dinge ist mehr die eines abgeklärten Philosophen, eines Theoretikers und hat, wie gesagt, selten eine praktische Nutzanwendung. In manchen Dingen aber ist der „Geist über den Wassern" als den sich Heinz Weiser sieht, ein Schlitzohr von besonderer Güte, ein echter „Schlawiner". Das bekommt immer wieder seine Frau Edith zu spüren, sie ist ja auch am nächsten an ihm dran. Lange Zeit hat sie den hochgeistigen Redensarten ihres Eheliebsten erfurchtsvoll gelauscht. Sie war eben stolz so einen Allwiss, so einen Ausbund der Gelehrsamkeit, als Gatten zu haben. Aber selbst der gutmütigste und angepassteste Mensch bemerkt irgendwann einmal, dass er zum Affen gemacht wird.

Schon beim dritten derartigen Vorgang dämmerte es der guten Edith, dass sie genau genommen „verhohnepiepelt“, verladen oder verarscht worden war. Kleinlich war er nie gewesen, ihr Heinz. Aber, dass er ihr jetzt schon zum dritten mal Bücher zum Geburtstag schenkte, die mit auf seiner eigenen Bücherwunschliste standen, das schmerzte und ärgerte sie gleichzeitig. Äschylus und Euripides, Hegel, Kant, Fichte waren ihr persönlich wurscht und was sie geschrieben hatten interessierte sie nicht.

Im ersten Jahr hatte Heinz wenigstens noch die Zeit aufgebracht ihr Interesse anzuregen.

Es seien große Werke aus Gebieten, die in ihrem Bücherschrank noch Brachland wären, hatte er gesagt.

Aber schon nach einem halben Jahr standen die Bände in seinem Bücherbestand und waren zudem mit dem eingeklebten „ex libris Heinz Weiser“ gekennzeichnet.

Im zweiten Jahr dachte sie zuerst noch an ein Versehen, einen Ausrutscher. Klopstock, Hölderlin, Nikolaus von Kues und Roswitha von Gandersheim waren Autoren oder Themen für die Bücher gewesen. Das ärgerte sie vor allem deswegen, weil Heinz wusste, dass ihre Interessen mit Ganghofer, Anzengruber oder Courths-Mahler ihre höchste Steigerung hatten.

Grimmig wurde die gute Edith im dritten Jahr, als „Vom Kriege“ von Karl v. Clausewitz und „Das Weltreich der Cäsaren“ von Theodor Mommsen, ihren Geburtstagstisch zierten. Nicht einmal das weiße Alpenveilchen, mit vielen Knöpfen, konnte ihren Ärger besänftigen.

Sie sann auf Rache und die kam schnell. Knapp zwei Monate nach seiner Frau feierte Heinz Weiser seinen Geburtstag. Es war ein runder, der 60ste. Da man an so einem durch 10 teilbaren Fest natürlich mehr erwartet als sonst, hatte Herr Weiser seine Bücherwunschliste durchgesehen und großzügig ergänzt, auf dass keiner mit einem Geburtstagswunsch von ihm Probleme habe. Seine Rechnung schien aufzugehen. Am Geburtstag war der Tisch für Mann und Vater, Opa, Onkel, Bruder und Schwager reich gedeckt.
„Zuerst die Kleinen", entschied das Geburtstagskind, als sich die Enkel, neugierig wie nun einmal Kinder sind, erboten ihm die Päckchen aufzumachen.
„Das große Paket am Schluss. Das ist von Oma", sagte der Jubilar würdig.
In den kleinen Verpackungen waren tatsächlich schon lange gewünschte, schon einige Zeit als Schenkhilfe aufnotierte Titel. Mit dem großen Paket von Edith aber sollte Heinz eine Überraschung, ein Aha-Erlebnis, genau genommen sein „Waterloo" erleben. Die Enkel hatten alle Hände voll zu tun, um den sorgsam verschnürten und verklebten Karton zu öffnen.
„Also Bücher sind da keine drin, dazu ist der Karton zu leicht", unkte Corinna, die größte seiner Enkeltöchter.
Er klammerte sich noch an einen Strohhalm. „Da ist sicher eines von den mir sehr wichtigen Werken drin. Die sind recht teuer", sagte er fragend. Es war mehr das Pfeifen, um die Angst im dunklen Wald zu vertreiben.
Seine Frau lächelte und schwieg.

Endlich wurde der Deckel aufgeklappt. Eine Lage Holzwolle wurde vorsichtig abgehoben. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete die Geburtstagsgesellschaft den Vorgang.
Der Jubilar selbst bekam Stielaugen, als ein Satz Edelstahltöpfe zum Vorschein kam. Geschickt überspielte er seine Überraschung, schließlich ist er ja ein Meister des Wortes. Da er zudem nicht gerade ein Dummerle ist, hat er das Geschenk richtig eingeschätzt.
Auf jeden Fall bekam Frau Edith nie mehr auch nur ein einziges Buch aus Heinzens Wunschliste und das war gut so.





„Subcuttan“

Sie wissen nicht was das ist? Wirklich nicht? Dann trösten Sie sich mit mir. Ich wusste es auch nicht. Ich weiß nicht einmal ob das Wort so wie im Titel vermerkt, richtig geschrieben ist. Es könnte geradeso mit einem „k“ und nur mit einem einzigen „t“ geschrieben werden. Ich bin schließlich kein Lateiner. Denn ein solcher hat uns vor ungefähr 12 Jahren mit diesem Wort ungemein erheitert. Mit uns meine ich die Mitglieder des evangelischen Kirchengemeinderates von Weinsberg, zusammen mit Vertretern des gleichnamigen Kirchenbezirks in der Eigenschaft als Besetzungsgremium für die damals gerade vakante Dekans- und erste Pfarrstelle in unserer Stadt. Diese löbliche Gruppe hat die Aufgabe unter drei vom Oberkirchenrat vorgeschlagenen Bewerbern den richtigen auszulesen. Zu diesem Zwecke reisen diese Personen an verschiedenen terminlich abgestimmten Sonntagen durch das Land, hören sich die Predigt des Bewerbers an und führen nach dem Gottesdienst mit ihm und seiner Frau ein Gespräch. Darin werden nicht nur die theologische Richtung, sondern auch die Bewerber einfach als Mensch kennen zu lernen versucht. Schließlich will man ja den besten und den am besten hierher und auf

diese Stelle passenden Geistlichen aussuchen. Fähig, oder wie ich es in einer eigenen Wortschöpfung „dekanabel“ bezeichne, sind sie alle. Da sorgt schon der Oberkirchenrat in seiner Vorauslese dafür. Oft ist es recht schwer, bei drei hochkarätigen Kandidaten, eine Entscheidung zu treffen. Dann sind es oft nur Kleinigkeiten die eine Waage pendeln lassen. Aber auch die Weltgeschichte wird ja manchmal nur durch Nuancen bewegt. Die kleinen Dinge geben irgendwann einen Ausschlag in eine Richtung und damit die Entscheidung.

Wir waren also an einem schönen warmen Sonntag nach Oberschwaben gefahren. In Weingarten, nahe Ravensburg, amtete ein nach meiner Wortschöpfung, siehe oben, „dekanabler“ Pfarrherr. Seinen Gottesdienst wollten wir besuchen und das besagte Kennenlerngespräch mit ihm führen.
Nun ist ja die Stadt überwiegend katholisch und vor der wuchtigen Kulisse der barocken Klosterkirche nahm sich das trotzdem recht stattliche neugotische evangelische Gotteshaus recht bescheiden aus. Also, schon optisch waren die Rollen verteilt und Prioritäten gesetzt. Trotz dieser ganz offensichtlichen katholischen Dominanz war der Draht zwischen der römischen und der lutherischen Gemeinde ein recht guter.
Für den Nachmittag hatte der Pfarrer eine Führung durch die Basilika arrangiert. Pater Gebhard, der Kunsthistoriker der Abtei, würde uns führen. Dieser stellte sich als profunder Kenner des oberschwäbischen Barock vor. Erst viel später habe ich erfahren, dass er mehrere Werke über dieses, sein Lieblingsge-

biet, verfasst hatte und promovierter Kunsthistoriker war. Schon seine Erscheinung war bemerkenswert. Als er von der Klausur her durch den Mittelgang auf unsere Gruppe zuschritt, war ihm gespannte Aufmerksamkeit gewiss. Unser evang. Pfarrer hatte ihn als Original bezeichnet und das war er schon rein optisch, ohne Zweifel. Würdiger und imposanter konnte auch der Kardinal von Köln nicht seinen Dom durchqueren. Der Pater mit dem Doktortitel war eine große, repräsentative Erscheinung und sah in seiner weiten Kutte respekt- und ehrfurchtgebietend aus. Aber er war auch ein freundlicher, humorvoller Mensch. Der Schalk blitzte nur so aus seinen Äuglein. Mit diesem schalkhaften Blick hätte er ohne weiteres Reklame für Jägermeister oder einen der speziellen Klosterliköre machen können.
Seinen Amtsbruder, von der reformatorischen Fakultät, schloss er zur Begrüßung spontan in die Arme. Der etwas kleinere evangelische Pfarrer versank fast in der Tiefe der katholischen Kutte. Wir, als Gruppe, wurden mit wohlwollendem Winken und Kopfnicken begrüßt. Dann aber begann die Führung, an die ich gerne zurückdenke.

Pater Gebhard war wirklich ein Kenner des Barock, seines Gotteshauses und besonders der damit verbundenen Geschichte.
Er erzählte, philosophierte und verbreitete seine Meinung über die Vita der Geschlechter die den Bau der Basilika einst mitgetragen hatten. Dabei war er oft nicht gerade zimperlich mit seinen Aussagen:

„Es sind immer die Frauen, welche die Weltgeschichte in Gang halten", teilte er uns im Zusammenhang mit der sich in der Kirche befindenden Welfengruft mit.
„Mal die Schönen, um die sich die Männer gestritten haben und die manche Herren wie Bären tanzen ließen."
Sein Blick ruhte wohlgefällig auf den Damen unseres Kirchengemeinderates.
„Mal waren es die, sagen wir einmal vom Herrgott nicht so gut bedachten, was Schönheit und Anmut angeht, oder die mit einem bösen Maul. Sowas soll es ja auch geben."
Seine Stirn hatte Sorgenfalten und sein Blick ging sinnend zu einer Schar Ordensschwestern, die im Seitenschiff den Rosenkranz beteten.
Er hatte offensichtlich großen Spaß mit uns, auch wenn wir nur der Stiefgeschwister im Herrn zuzurechnen waren.
Nach einer guten Stunde hatte er sein Pulver verschossen. Die Geschichtchen einer Familie seien immer interessanter, oft pikanter, meinte er am Schluss augenzwinkernd. Nicht die Geschichte, nein, die Geschichtchen, stellte er nochmals bedeutungsvoll fest.

Als Gäste aus dem Unterland „Schlehen im Oberland – Trauben im Unterland" hatten wir, weil wir um die Führung gebeten hatten, natürlich einen flüssigen Gruß mitgebracht.
Drei Flaschen Wein aus Weinsberger Lagen, alle ab Kabinettstufe, wir wollten ja schließlich einen guten Eindruck machen.
Alle drei, einen Weißriesling, einen Trollinger-Lemberger und

einen Weißherbst, natürlich in einem schönen Geschenkkarton mit dem Bild von Burgberg und Städtchen.
„Ach, die Weibertreu“, erkannte der Kleriker sofort das Farbfoto, „na mit mir hätten sie schon ihre Schwierigkeiten beim Runtertragen“, schmunzelte er und sah Frau Sauer an.
Geschickt klappte er den Deckel auf und begutachtete den Inhalt. Er besprach die Sorten gekonnt, zog Vergleiche zu den Weinen in der Heiligen Schrift, zu Hildegard von Bingen und zog auch Schlüsse zur Medizin, weil ja Wein eine Medizin sein kann. Dann bedankte er sich, wünschte einen guten Heimweg über die Schwäbische Alb und eine gute Entscheidung.
Er wusste, was anstand, warum wir hier her gekommen waren.
„Wir behalten aber unseren Kollegen auch gerne hier“, machte er aus der Sympathie für den bedeutend jüngeren Amtsbruder keinen Hehl.
Unsere Damen, eben als sorgsame Haus- und Ehefrauen, wollten ihm die auf eine Kirchenbank abgestellte leere Weinschachtel übergeben.
„Brauche ich nicht“, wehrte er überlegen ab und die suchenden Blicke, wo die begutachteten Flaschen geblieben waren, quittierte er mit verschmitzter Miene.
„Alles schon versorgt, alles ‚subcuttan‘ untergebracht“, röhrte er mit seinem gepflegten Kirchenbass.
Bedeutungsvoll deutete er nach den reichen Faltenwürfen seines Mönchsgewandes, wo er die drei Flaschen ohne, dass wir dies bemerkt hatten, versenkt hatte. Er weidete sich an unseren verdutzten Mienen, winkte abschiednehmend und schritt wür-

devoll dem Eingang der Klausur zu. Was sich die ehrwürdigen Schwestern aber gedacht haben, als er mit verhaltenem Glockenklang, wie eben nur volle Weinflaschen klingen, an ihnen vorbeischritt, weiß ich nicht.
Ob Pater Gebhard deshalb vielleicht sogar in den Ruf besonderer Frömmigkeit gekommen ist, vermag ich nicht zu sagen. Auf jeden Fall ist ja ein Kleriker bei dem der Gang mit dem Geläute unsichtbarer Glocken begleitet wird, sicher eine Ausnahme-Erscheinung.
Aber selbst als Protestant muss ich hier einmal allen Ernstes feststellen, dass ein mir früher recht suspektes Kleidungsstück eines Vertreters der Gegenreformation ohne weiteres seine praktischen Reize hat. In welchem profanen Anzug, Mantel, Jacke, Weste kann man ohne weiteres, ohne damit aufzufallen, quasi unsichtbar drei volle Flaschen Wein transportieren, ohne dazu die Hände zu benutzen? Ich wüsste keines. Wissen Sie vielleicht eines?
Allerdings Rucksäcke, Aktentaschen, Weidenkörbe o. ä. sind keine Kleidungsstücke! Klar? Jetzt sind Sie dran!

Der Kiebitz

Der Kiebitz ist bekanntlich ein Vogel. Sein Name ist die Schallwiedergabe seines Rufes. Er brütet gerne auf sumpfigen Wiesen und das in Asien oder dem gemäßigten Europa. Er ist also ein Wattvogel und steht dem Regenpfeifer nahe. Lateinisch bezeichnet man ihn Vanellus vanellus. Er kehrt Anfang März nach Mitteleuropa zurück und legt Anfang April seine vier Eier in eine Mulde. Woher der Vogel aber weiß, wann Anfang März und wann Anfang April ist, weiß ich auch nicht. Vielleicht orientiert er sich nach dem Datum auf der „Bild-Zeitung" oder kennt eben den Kalender. Fragen Sie deshalb am besten einen Ornithologen. Seine Eier übrigens gelten als Delikatesse, ein seltener Leckerbissen von hohen Graden.

So, nach dieser Einleitung kann keiner mehr sagen, ich könne nur Dummheiten aufschreiben. Ich tue auch etwas für die Volksbildung!

Es gibt aber auch andere Kiebitze. Die sind nicht sehr beliebt. Nicht nur weil sie keine Eier legen. Das sind Zuschauer, vor-

wiegend beim Kartenspiel, die mit ihren meist unerwünschten Ratschlägen den aktiven Spielern auf den Geist gehen.
Noch eine Anmerkung zu den Eiern, die mir gerade noch rechtzeitig eingefallen ist.
In Jever in Ostfriesland, gibt es eine Kiebitzgesellschaft. Wakkere Vorfahren der heute noch wackeren Ostfriesen (Erfinder des gleichnamigen Nerzes und von Otto, der ostfriesischen Wunderwaffe), erfuhren vor Zeiten, dass der Reichskanzler Otto von Bismarck ein Freund eben dieser Delikatesse sei. Deshalb ließen sie dem Fürsten zu seinem Geburtstag am 1. April 1815 (wussten Sie, dass Bismarck ein Aprilscherz war?) einen Korb voll mit diesen leckeren Tierprodukten zukommen. Der Alte aus dem Sachsenwald war hoch erfreut, er aß ja für sein Leben gerne. Nachdem sich dieser Transfer schon mehrmals pünktlich wiederholt hatte, ließ er ihnen außer dem jährlichen Dankschreiben einen Pokal in Form eines Kiebitzeies zukommen. Dieser ist noch vorhanden und wird wie eine Reliquie verwahrt. Am Geburtstag des Reichsgründers treffen sich die Nachfahren der einstigen Eiersucher oder Eierversender und der Pokal kreist reihum. Jedem, der aber Mitglied dieser ehrenwerten Gesellschaft der Kiebitzfreunde ist, wachsen automatisch höhere Weihen für alle möglichen Ehrenämter und sonstige Positionen zu.
Diese Anmerkung nun möchte ich auch im Sinne meines Einwurfs nach der Erklärung des Kiebitz verstanden wissen!
Der Kiebitz von dem ich berichten will, war einer von der zweiten Sorte und auch wieder nicht. Er war ein Zwitter, er spickte

nicht beim Kartenspiel, aber er spickte und gab auch gute Ratschläge. Aber hören Sie selbst.

Ich trat ja in Weinsberg in den Postdienst. Dies vor langer Zeit, sozusagen in der postalischen Steinzeit. Damals war Weinsberg noch ein selbstständiges Amt, ein Postamt mit Verwaltung. Unser Chef war Postmeister Göbel. In die Berufs- und Postfachschule gingen wir Weinsberger Dienstanfänger zusammen mit denen von Öhringen, Lauffen, Neckarsulm und Möckmühl nach Heilbronn. Dieses Amt hatte sowieso die größte Zahl Auszubildender und war deshalb Sitz der Ausbildungsstelle. Amtsvorstand in Heilbronn war damals Herr Postrat Zilz, eine Art postalisches Urgestein. Er war ein alter Herr, der mit undurchdringlicher Amtsmiene durch das Amt schritt. Er inspizierte seine Dienststellen fast täglich. Seine mürrische und wortkarge Art war gefürchtet. Er wurde damals ganz selbstverständlich mit Herr Postrat, später mit Herr Oberpostrat tituliert. Es wurde ihm unbedingter Respekt entgegengebracht und den erwartete er auch. Was er eigentlich schaffte blieb uns verborgen. Wir hielten seine bloße Gegenwart für Aufgabe genug. Er repräsentierte nicht nur die Verwaltung, er war sie tatsächlich. Wenn er im dunklen Anzug durch die Räume spazierte, zogen die Mitarbeiter reihenweise den Kopf ein. Seine cholerischen Ausbrüche waren gefürchtet. Wer den mittelgroßen, untersetzten Mann im Silberhaar näherkommen sah, ging in Deckung. Nur wenn er etwas zu beanstanden hatte, richtete der Gewaltige das Wort an einen seiner Mitarbeiter. Privat sprach er kaum etwas.

Nur mit unserem späteren Chef in Weinsberg, Postoberverwalter Tieseler, verbanden ihn persönliche Erinnerungen.
Beide hatten 1908 beim Postamt Hoppegarten bei Berlin angefangen. Zilz als Postassesor, Tieseler als Posteleve. Aber trotz dieses gemeinsamen Beginns, hatte der Untergebene beim Chef keine Chance als er Posthauptverwalter werden wollte. Es waren Dienstältere da – punktum. Er protegierte niemand, eigentlich ein löbliches Tun. Der Postrat war ein Pünktlichkeitsfetischist. Er scheute sich nicht etwas verdeckt oben auf der Treppe zu stehen und mit der Taschenuhr in der Hand zu spät kommende Mitarbeiter zu ermitteln. Diese bekamen dann eine schriftliche Ermahnung von ihm persönlich. Außer der Repräsentation schienen solche Sachen und das Unterzeichnen von Amtsanordnungen sein Hauptarbeitsgebiet zu sein. Seine Unterschrift war markant, ein großes „Z", ein waagrechter Strich und ein kleines „z". Das „l" war nur durch einen kleinen Strich nach oben angedeutet. Die Hauptarbeit der Verwaltung erledigten die beiden Abteilungsleiter, die, für ihn zum Vorteil, sehr tüchtig und umsichtig waren.
Nun aber zur Sache. Wir Postjungboten hatten jeweils dienstags Schule. Morgens kaufmännische Berufsschule, denn die Postausbildung ist ja recht einseitig, nachmittags Postfachschule bei den Herren Walter-Krause, Meyer und Weng. Die Unterrichtsstelle war im Dachgeschoss des Modehauses Barthel, jetzt Krauss, an der Allee genau gegenüber dem Postamt 1 untergebracht. Da saßen wir wieder einmal an einem schwül-warmen Sommertag und brüteten über einer Klassenarbeit.

Plötzlich klopfte es kurz und fordernd an der Klassentür. Ohne das „Herein“ abzuwarten, ging die Türe auf und Herr Postrat Zilz betrat das Klassenzimmer. Obwohl er ja nur teilweise unser Chef war, wir kannten ihn alle! Unsere Heilbronner Kollegen hatten ihn uns gezeigt und wahre Schauergeschichten über den „Gewaltigen“ erzählt.
Die auffordernde Handbewegung unseres Unterrichtsbeamten Walter-Krause wäre nicht nötig gewesen, wir spritzten devotest und submissirest auf – um auch diesen alten Ausdruck wieder einmal zu gebrauchen, und riefen aus vollem Hals „Guten Tag, Herr Postrat.“ Wir hofften, dass der Besuch nur ein kurzer sein werde, ein Intermezzo, eine kleine Zeitspanne.
„Tach“, sagte Zilz mit üblich mürrischer Miene und nach einer Zeit von 10 Sekunden „Setzen“. Wir nahmen pflichtschuldigst wieder Platz.
„Lassen sich nicht stören“, röhrte der Amtsvorstand in Richtung unseres sich mehrmals verbeugenden Herrn Walter-Krause. Dann sah er sich um und sein Blick blieb an dem leeren Platz neben mir hängen, mein Nebensitzer war an diesem Tag krank. Ehe ich wusste wie mir geschah, stiefelte er zu meiner Bank, zog sich den untergeschobenen Stuhl heraus und nahm neben mir Platz. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Das mir, das bei einer Klassenarbeit, die bei diesen hohen Temperaturen sowieso erhöhte Konzentration erforderte.
„Wir arbeiten gerade an einer Klassenarbeit“, erläuterte unser Fachlehrer unser Tun.
„So“, brummte der Herr Vorstand.



Ich fühlte mich äußerst unbehaglich. Der Gefürchtete fast auf Tuchfühlung neben mir. Wie zufällig sah ich nach links und blickte auf hellblaue Augen unter buschigen, weißen Augenbrauen, die interessiert zu mir herübersahen. Ja, er rückte mit dem Stuhl näher zu mir herüber, stützte seinen Kopf auf seinen linken Arm und beobachtete mein Tun. Mit der rechten Hand zog er unseren Aufgabenzettel zu sich her und begann zu meinem Entsetzen meine Antworten auf die gestellten Fragen zu kontrollieren. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass er einige Male zustimmend nickte. Dann aber war er zu meinem Kummer noch immer nicht zufriedengestellt. Er streckte gemütlich die Beine unter dem Tisch aus, stützte wieder seinen Kopf auf den Arm. Dann aber sah er so penetrant auf mein Schreibpapier, dass es mir Angst und Bange wurde. Zögerte ich im Schreibfluss, überlegte mir die Antwort oder eine treffende Formulierung, sah er mich von der Seite voll an. Schrieb ich weiter, schaute er unverwandt auf meinen Füllfederhalter. Heute würde ich mir so etwas nicht widerspruchslos gefallen lassen. Aber damals – nicht daran zu denken. Auch unser Lehrer fühlte sich nicht recht wohl. Er umkreiste uns auf seinen Kontrollgängen und als ich einmal aufsah, zuckte er hilflos mit den Schultern und machte gut verdeckt eine bedauernde Handbewegung.

Ich kann Ihnen gar nicht genau sagen, was ich fühlte. Es war wie wenn mich jemand geistig nackt auszöge. Ein treffenderer Vergleich fällt mir nicht ein. Schrieb ich, schaute mein Nachbar unverwandt auf meine auf und ab fahrende Feder, man schrieb damals die monatlichen Arbeiten ausschließlich mit

Tinte. Ich kam mir vor, wie wenn er über meine schreibende Hand in mein Gehirn schauen konnte und irgendwie traf dies auch den Kern. Zögerte ich, hielt ich beim Schreiben inne um mir etwas zu überlegen, dann schaute er mich unverwandt von der Seite an. Ich fühlte mich im Sinne des Wortes belauert und geriet ziemlich ins Schwitzen. Aber er blieb sitzen wie ein Stein. Als ich unser Postfachthema abgehandelt hatte und mich der Posterdkunde zuwandte nahm er mir den Doppelbogen ab und vertiefte sich darin. Aber bald war er fertig, legte die Arbeit kopfnickend wieder auf meine Bankhälfte und sah mir jetzt zu wie ich die Erdkundefragen löste. Er schien zufrieden zu sein. Undeutlich murmelte er Zustimmung.
Manche Fragen waren zu lösen indem man einfach eine der bereits vorgedruckten Antworten ankreuzte. Er räusperte sich. Ich hörte es, maß dem keine Bedeutung bei, fühlte mich auch nicht angesprochen. Er stieß mich mit der Schulter an, ich hielt dies für einen Zufall und reagierte nicht. Doch jetzt, es bestand kein Zweifel, dass er etwas von mir wollte, er stupfte mich unter dem Tisch mit dem Finger. Überrascht sah ich auf und wendete mich ihm zu. Er sah an und für sich gleichgültig und unbeteiligt aus, zwinkerte aber mit einem Auge und machte mit dem Kopf eine leichte Bewegung in Richtung meiner Arbeitspapiere.
Ich blickte hinterher und wie zufällig glitt sein rechter Arm über die Tischplatte und tippte bei Frage 4 auf Antwort B. Ich hatte C angekreuzt. Ich sah ihm überrascht ins Gesicht. Er lächelte. Noch nie hatte ich den Gestrengen lächeln sehen. Ich sah ihn

fragend an und fast unmerklich nickte er mit dem Kopf und tippte mit dem Zeigefinger mehrmals auf die Antwort B. Ich überprüfte nochmal meine getroffene Auswahl. Ich war mir bei dieser Frage sehr im Zweifel gewesen und hatte mehr geraten als gewusst. Als ich die Antwort in seinem Sinne änderte, knurrte er zustimmend. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Er, der Große, der Unnahbare, die Amtsperson, das „Amt" zeigte menschliche, fast liebenswerte Züge.
Ich arbeitete weiter. Die letzte Frage war etwas kniffelig. Ich überlegte lange. Bevor ich aber zum Resultat kam erreichte mich ein leichter Rückenstoß. Betont unauffällig sah ich zu ihm hinüber. Er blickte noch unauffälliger. Man hätte uns für zwei völlig fremde zufällig nebeneinander sitzende Personen halten können. Mit seinem Zeigefinger fuhr er wie zufällig auf der Tischplatte herum. Er zeichnete solange ein großes A, bis ich kapiert hatte und quittierte dann meine richtige Antwort mit zufriedenem Aufatmen. Endlich hatte ich auch meine Posterdkundearbeit fertig und legte sie auf die Seite.
Mein Nachbar lehnte sich zufrieden zurück. Sicher meinte er, ich wäre jetzt fertig, aber schon wurden die Gebührenaufgaben verteilt. Er setzte sich gerade, ich hatte schon gehofft er ginge jetzt, obwohl mir seine Gegenwart nicht mehr so zuwider war, wie am Anfang. Aber sein Aufrappeln, seine erneute Aufmerksamkeit, galt meinen Gebührenfragen. Das aber schien nicht seine Stärke zu sein. Er grunzte unwillig und knurrte etwas Unverständliches vor sich hin. Gebühren aber waren meine absolute Stärke, da machte mir niemand so schnell etwas vor.

Er staunte, wie schnell ich die Fragen beantwortete, hatte aber Zweifel, ob die Lösungen auch richtig waren. Er wurde etwas unruhig, ich konnte das hautnah erleben. Schließlich stand er langsam und umständlich, so in typischer Altherrenart, auf um sich die Beine zu vertreten. Wortlos schritt er nach vorne zum Fenster und sah auf die Allee hinunter. Mehrmals drehte er sich um und sah nach unserem Unterrichtsbeamten, der jetzt entschieden nervöser war als ich.

Als sich aber Herr Krause von seinem Pult entfernte und einen Rundgang durch die Klasse im Mittelgang begann, schritt auch Postrat Waldemar Zilz vom Fenster hinter ihm her. Ich sah zufällig gerade auf und traute meinen Augen nicht. Das hätte ich dem Herrn Vorstand nicht zugetraut. Blitzschnell ließ er ein auf dem Lehrerpult liegendes gelbes Postgebührenheft in seiner Jackentasche verschwinden. Aber nicht genug, er hielt kurz im Schritt inne und nahm sich ein zusammengefaltetes Blatt mit. Dann trabte er wieder mit seinem etwas eigentümlich schleppenden Gang zu mir und ließ sich auf den Stuhl an meiner linken Seite fallen. Er verschränkte die Arme und sah gelangweilt nach vorne. Kaum war aber unser Lehrbeamter an unserer Reihe vorbei, heute blieb er nicht bei mir stehen um zu sehen, wie weit ich war, faltete er das Blatt auseinander bis zur Hälfte. Es waren unsere Gebührenaufgaben samt den Lösungen! Er überflog meine Ergebnisse und nickte zustimmend.
Eine Aufgabe hatte ich verhauen. „Neun, neun“, murmelte er vor sich hin.

Ich horchte irritiert.
„Neun“, sagte er nochmals leise aber mit Nachdruck.
Ich rechnete nochmals, fand den Fehler, berichtigte die Lösung. Er nickte zufrieden. Jetzt war ich aber gespannt, wie er das Lösungsblatt wieder unauffällig zurückbringen würde. Plötzlich räusperte sich der Chef:
„Habe ganz vergessen zu sagen wo ich bin“, fing er mit seiner sonoren Altherrenstimme in seiner bekannt abgehackten Art in Richtung Lehrerpult zu reden. „Rufen Sie bitte bei Frau Weik an und geben Bescheid.“
„Selbstverständlich, Herr Postrat“, war unser Lehrbeamter schon im Laufen.
Kaum aber hatte sich die Türe hinter ihm geschlossen, erhob sich der Alte und, so schnell hatte ich das „Amt“ nie mehr laufen sehen, eilte er nach vorne und legte wie selbstverständlich die beiden Unterlagen auf die Deckplatte des Lehrerpults. Als er sich umdrehte kreuzten sich unsere Blicke.
Ich strahlte und nickte mit dem Kopf. Mit Verschwörermiene grinste er zurück.
Da trat auch schon wieder unser Unterrichtsbeamter in den Klassenraum.
„Frau Weik wusste wo Sie sind.“ meldete er dienstlich.
„Ach wirklich“, staunte der Amtsschimmel im Silberhaar übertrieben verdutzt.
Meine lachende Miene verstärkte sich, ich hatte keine Hemmungen mehr dies zu zeigen. Ich nickte anerkennend mit dem Kopf. Komisch, meine Anerkennung schien ihm wichtig zu sein.

Er sonnte sich darin, sie tat ihm anscheinend gut. Dann aber hatte er seine Mission erfüllt. Er schüttelte Herrn Krause die Hand: „Lob, Lob – alles sehr ordentlich, bin zufrieden“.
Der Angesprochene verbeugte sich überrascht vor den aus dem Munde des Gestrengen, ungewöhnlichen Worten. Dann strebte er mit vorgeschobenem Kopf, er lief immer seltsam nach vorne geneigt, dem Ausgang zu.
Bei mir verhielt er aber so plötzlich seinen Schritt, dass der ihm diensteifrig folgende Herr Krause um ein Haar in die Fersen getreten wäre. Er stützte sich mit dem rechten Arm auf und beugte sich zu mir herunter. „Mindestens zwei plus“, brummte er wohlwollend und klopfte mir mit der Linken anerkennend auf die Schulter.
Ich blickte ihn fragend an.
„Alle drei“, sagte er nachdrücklich und wies bestätigend auf die fertigen Arbeiten. Er lächelte, ich strahlte ihn an. Da setzte er noch eins drauf, er streckte mir die Hand hin und verabschiedete sich.
„Kennst du Herrn Postrat Zilz“, fragte unser Lehrbeamter, kaum hatte er die Tür hinter dem Amtsvorstand geschlossen.
„Noi“, sagte ich wahrheitsgemäß.
Er blieb skeptisch. „Ich wunderte mich wie vertraut ihr scheinbar miteinander umgegangen seid“, sagte er fragend und seinen Schluss verdeutlichend.
Ich antwortete nicht und ließ den Satz so stehen.

Meine Klassenkameraden bedauerten mich in der Pause.

„I glaub, i het an Nervazomabruch griegt“, sagte einer.
Und ein anderer ergänzte: „Oder da Herzkaschper“.
„Gott sei Dank isch bei mir kein Platz frei gwäsa“, freute sich ein Dritter.
Die Benotung übrigens war wie es der Herr Postrat prognostiziert hatte. Postfachkunde 2+, Posterdkunde 1-2 und Gebührenkunde sozusagen alle Neune, Note sehr gut.

Mit dem Amtsvorstand, dieser grauen Eminenz, verband mich seither aber ein gemeinsames Erlebnis. Traf ich ihn im Amt, was zwar recht selten war, hellte sich seine mürrische und verbissene Amtsmiene auf und er grinste wohlwollend über das ganze Gesicht. Ja, war ich etwas weiter weg, dankte er mit der rechten Hand im Stile eines großen Machthabers aus früherer Zeit für meinen Gruß.
An ein Zusammentreffen erinnere ich mich besonders gut.
Bei der Einweihung des Postamtes in Löwenstein war ich nach Jahren als Dauervertreter, der auch manches für den Neubau zu erledigen gehabt hatte, zu der Feierstunde eingeladen. Dem dortigen Zweigpostamtsvorstand wurde dabei ein zweifaches Aha-Erlebnis zuteil.
Als er mich dem alten Fürsten Udo von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg vorstellen wollte, der nur deshalb teil nahm, weil er zufällig in dieser Zeit zwei Wochen am Ort war, sagte dieser lächelnd: „Guten Tag, Herr Heiland. Schön, dass wir uns sehen. Was machen die Münzen?“
Kurz später traf der Amtschef ein, inzwischen war das Postamt

Weinsberg nach Heilbronn eingegliedert worden. Nach den Vorstellungen der Honoratioren und den dabei üblichen Wegwerfgesprächen, wollte mich Herr Lebert, der BL des PA Löwenstein, dem Herrn Amtsvorstand vorstellen.
„Sie hier, wie geht's?" röhrte der Alte wohlwollend.
„Ach Sie kennen Herrn Heiland?" staunte der Löwensteiner Chef.
„Sind alte Bekannte – schon von der Schule her – saßen auf gleicher Bank", brummte der inzwischen Oberpostrat gewordene jovial.
Herr Lebert wusste nicht, was er davon halten sollte, brach jedoch in das seines Erachtens pflichtschuldige Gelächter aus. Was ich ihm hoch anrechnete, er löcherte mich nacher nicht mit Fragen.

Als Quintessenz aber möchte ich festhalten, dass auch in alten scheinbar verknöcherten, gestandenen Männern, das sprichwörtliche Kind steckt, der Schelm, der Lausbube. Und selbst auf die Gefahr, dass ich mich wieder einmal wiederhole – es sind immer gemeinsame Erlebnisse, gute und schlechte, heitere und traurige, vorhersehbare und überraschende, die Menschen miteinander verbinden.
Der Oberpostrat ist schon lange verstorben. Zufällig las ich die Personalmitteilung im Amtsblatt. Ich erinnerte mich spontan an das oben geschilderte Ereignis. Er hatte sich von Heilbronn zur Oberpostdirektion Kiel versetzen lassen. Seine Frau stammte aus Schleswig-Holstein. Es war früher durchaus üblich sich kurz

vor dem Ruhestand in die Nähe des Ortes versetzen zu lassen, in dem man als Pensionär leben wollte und dadurch die Umzugskosten möglichst gering halten konnte. Für dienstliche Umzüge war bei Beamten des höheren Dienstes ausreichend gesorgt und ein solches Tun war clever und durchaus legitim. Nochmals Rückschau haltend, stelle ich fest: niemals hätte ich hinter dieser unbedingten und gefürchteten Respektsperson so einen versteckten Schelm, im schwäbischen „Knitz“ im hohenloh'schen „Schlitzohr“ genannt, vermutet. Ein alter Herr, der für einen Postjungboten den wohlwollenden, menschenfreundlichen Kiebitz macht, der rotzfrech Aufgaben samt Lösungsblatt dem Unterrichtsbeamten unter der Nase wegklaut.

Womit wieder einmal bewiesen ist, wie vielfältig der Mensch sein kann. Vielfalt ist eben doch besser als Einfalt, gell?



Wasser ist ein wahrer Segen

Johann Michelberger war ein Genie. So bezeichnete ihn auf jeden Fall sein Chef, Oberstaatsanwalt Rupp, und das war bestimmt kein Dummer. Dabei waren die intellektuellen Gaben, die Schulweisheit, nicht gerade überragend. Michelberger war mehr ein praktischer Mensch. Er war ein Deutscher aus Ungarn und im Gefolge des auch für Ungarn verlorenen Krieges nach Deutschland gekommen. Er sprach deshalb ein zwar gutes aber etwas altbackenes, gleich antiquiertes Deutsch, denn er hatte in der Schule Ungarisch lernen müssen. Mit der verbleibenden deutschen Minderheit, nach dem Frieden von Trianon, war man auch nicht gerade sorgsam umgegangen. Das Deutsch von Johann Michelberger war das seiner Großmutter und das hörte man.
Aber, hier muss fast zwangsläufig ein Aber kommen, der Johann, der in Ungarn noch Janos geheißen hatte, war ein Praktiker. Ein Praktiker mit Auszeichnung, mit Prädikat und 5 Sternen allemal. Er war lange Hausmeistergehilfe im Amtsgebäude der Staatsanwaltschaft. Als der Hausmeister in Rente ging, wurde die Stelle natürlich pflichtgemäß ausgeschrieben. Johann hätte keine Chance gehabt. Die Zahl der Bewerbungen war groß

und viele hatten gute Schulzeugnisse und wären den Schreibkünsten des Ungarndeutschen überlegen gewesen.
Gegen den Widerstand des Amtsvorstandes, Oberstaatsanwalt Rupp, aber setzte der Personalratsvorsitzende den Bewerber Michelberger durch, obwohl er wusste, dass die Bewerbung dessen Frau, die den Reinigungskräften vorstand, geschrieben hatte. Aber gerade der niedergestimmte Behördenchef sollte binnen Jahresfrist dem von ihm persönlich abgelehnten Kandidaten bescheinigen ein Genie zu sein und das kam so:
Seit die Staatsanwaltschaft ein neues Dienstgebäude bezogen hatte, war Ärger um die Mittagszeit, aber auch schon zwischendurch zu bestimmten festen Zeiten, vorprogrammiert.
Dr. Rupp hätte sich ohrfeigen können. Er, er selbst hatte das Justizministerium auf die Immobilie aufmerksam gemacht, die ihnen jetzt so im Magen lag.
Die Post hatte nahe des Hauptbahnhofes gebaut und ihr in zentraler Lage vorhandenes seitheriges Dienstgebäude zum Verkauf ausgeschrieben. Die Lage war wirklich gut und die Nähe von Amts-, Land-, Arbeits- und Sozialgericht das ausschlagende Argument gewesen. All diese Behörden waren zu Fuß erreichbar. Das war gegen das vorherige Domizil der Staatsanwaltschaft ein unbedingtes Plus. Da auch die Bausubstanz gut und ein Umbau nur in der früheren Kundenhalle nötig war, wurden sich die Emissionäre schnell einig. Aber gerade die sehr zentrale Lage brachte ein Problem mit sich, das vorher außer Acht gelassen worden war.

Unmittelbar vor dem früheren Postamt befindet sich eine zentrale Umsteigestelle der Stadtbusse.
Diese ist Ein- und Aussteigepunkt für zwei Gymnasien und die im Einzugsbereich befindliche Gewerbeschule und das war das eigentliche Problem.
Die Schüler lagerten auf der breiten überdachten Steinstaffel der früheren Zugangstreppe zum Postschalter und Schließfach. Sie saßen dicht an dicht, schwatzten, knutschten, rauchten, vesperten und ließen es sich gut gehen. Ja, der Amtsbote der Staatsanwaltschaft wusste dies und kannte die Problematik. Keiner der maßgebenden Herren aber hatte eine Ahnung von der Malaise.
Generationen postalischer Hausmeister und Hilfskräfte hatten graue Haare bekommen und sich die Zähne an dem Problem ausgebissen. Jeder hatte schließlich resigniert und den Dingen den Lauf gelassen.
Auch die Kunden schluckten schließlich die Kröte, mieden zu den bekannten Zeiten die Post oder erklommen die Staffel sozusagen im Hindernislauf. Auch als die Staatsanwaltschaft als neuer Hausherr aufzog, zeigten sich die Schüler wenig beeindruckt. Sie ignorierten die Appelle von Johann Michelberger's Vorgänger und zeigten sich selbst Vorhaltungen von höher gestellten Mitarbeitern von Oberstaatsanwalt Rupp gegenüber nicht aufgeschlossen. Für sie waren die Treppenstufen Sitzgelegenheiten und das Ganze eine Art Gewohnheitsrecht.
Der alte Hausmeister ging, und nach der Bewerbungsfrist und den eingangs geschilderten Schwierigkeiten kam Johann Mi-

chelberger in Amt und Würden. Was aber niemand für möglich gehalten hatte, binnen kurzem hatte der das Problem im Griff. Zwar sichtlich missmutig und frustriert standen die Jungen vorne an der Haltestelle und warteten auf ihre Verbindungen. Keiner wusste genau wie es der neue Mann geschafft hatte, aber alle waren froh darüber.

Schon am Tage der Einweihung hatte es Ärger mit den Jugendlichen gegeben. Zwar hatten sie der Aufforderung der Ordnungskräfte folgend Platz gemacht, als der Herr Justizminister vorfuhr. Jedoch die Kommentare waren nicht zu überhören und eindeutig gewesen.

„Oberknasti aus Stuttgart", wurde der Herr Minister genannt. Dies, wie eine andere Titulierung „oberster Rechtsverdreher des Landes", erfreute das Mitglied des Landeskabinetts genauso wenig.

„Na, hoffentlich bekommen Sie auch dieses Problem in Griff", sagte er vieldeutig zu Dr. Rupp.

Der allerdings hätte es sicher nicht in den Griff bekommen. Da musste schon so ein Praktiker wie Johann Michelberger kommen um dem Treiben ein Ende zu bereiten. Von seinem Amtszimmer aus konnte der Oberstaatsanwalt zwar das Dach über der Staffelanlage und die Bushaltestellen sehen, aber auf die Steinstufen sah er nicht.

Eines Tages nun fiel ihm auf, dass die Schüler dicht an dicht auf ihre Busse warteten, aber wie er von der Seite sah, den Zugang zur Staatsanwaltschaft mieden. Sicher hatte sie irgend je-

mand von der Haustechnik verjagt. Er war schon dabei das Gesehene zu vergessen, da wurde er genau darauf angesprochen.
„Ihnen kann man zu Ihren durchsetzungsfähigen Mitarbeitern gratulieren“, sagte bei einem Empfang für den neuen Präsidenten der Industrie- und Handelskammer, der frühere Hausherr Postdirektor Obermaier zu ihm.
„Meine Männer haben es nie geschafft Ordnung vor dem Dienstgebäude herzustellen. Immer wenn ich jetzt dort vorbeifahre ist die Außentreppe leer und die Schüler warten an der Haltestelle auf ihre Stadtbusse.“
Dr. Rupp nahm dieses Lob natürlich gerne entgegen, obwohl er selbst keine Ahnung hatte, wie man das lange anhängige Problem löste. Aber diese Wissenslücke, diesen Mangel wollte er jetzt schleunigst beheben.

Schon am nächsten Tag bestellte er Amtmann Berwolf zu sich in dessen Zuständigkeit die ganzen Immobilien fielen. Aber selbst dieser hatte keine Ahnung. Seine Diensträume liegen dem Haupteingang entgegengesetzt und als keine Klagen von Besuchern oder anderen Dienststellen mehr kamen war er froh und ging sozusagen auf Tauchstation. Er befürchtete offensichtlich durch Nachfragen ein Fass aufzumachen und erneut mit dem noch vorhandenen Problem konfrontiert zu werden.
Sicher wollte er die Sache eben aussitzen, wie es bisweilen sehr weit oben auch getan wird.
Herr Berwolf versprach sich kundig zu machen und dem Amts-

vorstand baldmöglichst zu berichten. Zielstrebig steuerte er aus dem Aufzug kommend die Pförtnerloge an. Pförtner und Hausmeister arbeiten ja in vielen Dingen recht eng zusammen. Vielleicht konnte er schon über diese Schiene etwas in der zu klärenden Sache erfahren. Als alter Taktiker aber wollte er nicht mit der Tür ins Haus fallen. Wenn er jetzt fragen würde, wie, womit und seit wann man die Dinge auf der Zugangsstaffel in Griff bekommen hätte, würde er sich ja als unwissend zu erkennen gegeben haben. Das aber ist das Letzte was ein Chef sein darf, deshalb fing er an, das Pferd am anderen Ende aufzuzäumen.
„Wie macht sich eigentlich so der Michelberger als Hausmeister," fragte er wie nebenher fast uninteressiert und schob auch gleich ein Bonbole des gehobenen für den mittleren Dienst hinterher. „Sie sind ja ein alter Hase und haben einen guten Blick." Der alte Hase und der gute Blick ging dem Portier runter wie Öl. Das war Balsam für eine Beamtenseele dies von einer höheren Charge bescheinigt zu bekommen. Sogleich fing er an alles über den Kollegen Hausmeister zu berichten, aber alles war wirklich positiv. Man hätte keinen besseren Hausmeister finden können zog er das Resümee.
„Schauen Sie sich nur den Blumenschmuck am Haus an. Ich garantiere wir bekommen auch dieses Jahr mindestens einen ersten Preis nachdem wir im vergangenen Jahr ja sogar einen Sonderpreis im städtischen Wettbewerb gemacht haben."
Er lächelte vor sich hin und schob sinnend hinterher, „Wenn ich auch manchmal Angst habe, dass der Johann die Pflanzen in den Kübeln und Kästen ersäuft."

Kollege Michelberger laufe täglich etliche Male mit der Gießkanne an seiner Pförtnerloge vorbei durch das Vestibül und den Windfang nach draußen. Dies erstaunlicherweise auch wenn es regne.
„Wasser ist sehr wichtig für Blüten, Pflanzen und auch sonst. Wasser ist wahrer Segen", habe der Kollege einmal gesagt und der Erfolg im Blumenschmuck musste ihm recht geben.
Just zu diesem Zeitpunkt aber kam Johann Michelberger aus dem Dunkel des langen Ganges links und rechts eine grüne Gießkanne tragend.
„Ein schöna guoda Dag, Herr Amtmann", strahlte er. Er war in etwa der Einzige, der die Herren Beamten stets mit dem Titel anredete. Das war noch ein Relikt aus dem ehemaligen K + K Reststaat Ungarn.
Herr Berwolf seinerseits gab seiner Verwunderung Ausdruck, dass er heute bei diesem Regenwetter die Pflanzen zusätzlich netzen wolle.
„Wasser ist sich nicht für Pflanzen, bitteschön", sagte der Johann, der früher Janos geheißen hatte.
„Aber Wasser ist sich sähr wichtig. Mach ich regelmäßig bei Schulschluss Außenstaffel pitsche nass. Sitzt sich keiner mehr mit Hintern auf nasse Stufen und rumstehen auf Steinstaffel ist sich fad."
So einfach lagen die Dinge also. Pünktlich zum erfragten Schulschluss pilgerte Johann Michelberger mit Kannen reinen Wassers nach außen, um die Staffeln sozusagen „unbesitzbar" zu machen.

Oberstaatsanwalt Rupp blieb vor Staunen der Mund offen. Da hatten sie in der Amtsleiterbesprechung seinerzeit kurz nach dem Einzug stundenlang debattiert, Ideen gesammelt und Strategien entworfen ohne sichtbare Erfolge, alles sozusagen für die Katz. Und dann kommt ein neuer Mann mit neuen Ideen – ein Praktiker – einer der sie gewissermaßen in die Tasche steckt, dies ohne Abitur oder Fachhochschule – ein Genie.
Natürlich sagte der Amtsvorstand diese Einschätzung nicht dem Betroffenen persönlich. Das könnte ja zu Fehleinschätzung der eigenen Person und zu Überheblichkeit führen und das wollte man ja im einfachen Dienst, die Hausmeisterstelle zählte zu diesen, vermeiden.
Aber immer wenn er den Michelberger sah, winkte er dem Braven einen Gruß zu und lüftete den Hut. Er stand zu seiner Einschätzung. Auf eine solche Idee musste man erst kommen. Deshalb sorgte der Chef auch dafür, dass die Hausmeisterstelle angehoben und der Dienstposteninhaber befördert wurde, womit wieder einmal Michelbergers Ausspruch bewiesen war:
„Wasser ist ein wahrer Segen."

Feuerlösch-Übung

Unlängst erhielt mein Freund Bruno von einem seiner Enkel einen Anruf. Björn braucht seinen Opa immer wieder als Ratgeber in Familiensachen. Eigentlich weniger als Ratgeber, er will abklären, was der Großvater von diesem oder jenem denkt. Der aber muss wie ein Schießhund aufpassen, dass ihm der Kleine nicht seine Meinung, seine Ansichten über eine Sache unterjubelt. Dann aber stünde es nicht an, seinen Eltern breiwarm mitzuteilen, dass Opa in der anhängigen Sache seiner Meinung sei. So etwas ist dann für Sohn und Schwiegertochter nicht gerade ein erfreulicher Aspekt. Es sieht dann sehr danach aus, als wolle Opa in die elterlichen Erziehungsrechte eingreifen und das ist überhaupt nicht der Fall. Sollte es tatsächlich einmal zutreffen, ist Bruno klug genug, seine Meinung für sich zu behalten und die jungen Leute nicht zu kritisieren, gar vor den Kopf zu stoßen.
Björn wiederum legt Wert auf einen Dialog mit dem Großvater. Dies, wie gesagt, vor allem, wenn er sich falsch verstanden fühlt, oder seine guten Absichten missverstanden werden. Sobald die Eltern außer Haus oder auch nur außer Sicht sind, greift er zum Telefon um mit Opa zu konferieren.

Erwischt er einmal Oma am Fernsprecher wird sie mit seinen Anfragen, seiner Problematik nicht vertraut. Sie ist ja eine Frau und was er zu bereden hat, ist Männersache. Auch passiert es hin und wieder, dass er sein Gespräch fast abrupt beendet. Denn spätestens wenn Vater und Mutter in die Nähe kommen, wird es nach seiner Meinung brenzelig. Dann sagt er meist:
„Wir hören jetzt besser auf, sonst wird es zu teuer!"
Einige Male haben sich die Eltern über den hohen Anteil der Ortsverbindungseinheiten in ihrer Fernsprech-Rechnung gewundert. Natürlich wissen sie zwischenzeitlich, dass die Björn'schen Konferenzen dazu beitragen, aber es ist ihnen lieber, wenn ihr Sohn den Großvater in „akuten Problemen" ins Vertrauen zieht, als irgend eine andere Person. Natürlich weiß auch Bruno, dass der Kleine die Dinge aus seiner Sicht berichtet, aber wer tut das nicht?
Auch wird er natürlich für ihn günstige Aspekte hervorheben und verstärken – negativere Dinge abschwächen oder einfach weglassen, besser gesagt vergessen.

Neulich nun waren die Beiden, Björn und sein kleiner Bruder Simon, hochgestimmt. Der Kindergarten, den der kleine Simon besucht, hatte Laternen gebastelt – es war Herbst.
Als besondere Attraktion hatten die Tanten zu einem abendlichen Laternengang eingeladen. Als erst kurz vom „Kindi" in die Schule gewechselter Erstklässler, war es für Björn eine Ehrensache gewesen den „Kleinen" zu begleiten. Alle Gäste aber bekamen von der Jugendfeuerwehr eine Fackel angezündet, was

den Laternenzug zusätzlich aufwertete. Am Endpunkt des Rundgangs aber, hatten die Florians-Nachwuchsjünger ein großes Blechfass mit Sand stehen, in dem die brennenden Fackeln gelöscht wurden.
Als zusätzliches Schmankerl hatten sie einen großen Haufen dürren Baumschnitt angezündet. Diesen löschten sie mit großem Aufwand an Wasser, Gerätschaften und zackigen Kommandos.
„Wasser marsch!“ und „Wasser halt!“, waren Redensarten die in Grundschule und Kindergarten noch tagelang zu hören waren.
Auch für die beiden Enkel von Bruno waren das Feuer und dessen erfolgreiche Bekämpfung der Höhepunkt des Abends gewesen. Begierig hatten sie jedes Wort des Feuerwehr-Ausbilders in sich aufgenommen. Er begleitete die praktische Übung mit guten theoretischen Ratschlägen. Für beide Buben stand es nachher fest, später einmal Feuerwehrmann zu werden, zumindest bei Erreichen des dafür notwendigen Alters der Jugendfeuerwehr beizutreten. So weit, so gut!

Bruno bekam also einen Anruf von Björn. Der war sichtlich erleichtert, gleich den Opa am Apparat zu haben. Die Sache, die er ansprechen wollte, war akut. Gut, dass er nicht noch Oma's Fragen nach Schule und Gesundheit beantworten und sie möglichst diplomatisch abwimmeln musste.
„Na Björn, was gibt es Neues bei euch“, eröffnete Bruno das Zwiegespräch.

„Ach, uns ginge es ja gut, bis auf den Zoff mit Beate“, zeigt der Enkel auf, in welche Richtung das Gespräch tendieren würde. Beate ist die Schwiegertochter von Bruno, die Mutter der zwei munteren Knaben. Sie ist Ärztin und stammt aus dem Großraum Köln. Daher hat Bruno, für einen Schwaben ganz untypisch, zwei, ein gepflegtes Hochdeutsch sprechende und dazu noch im Ländle aufgewachsene, Enkel. Er merkt schon wie die Dinge liegen, an der Art wie die Zwei ihre Mutter nennen. Bei Be-a-te ist meist etwas im Argen, die Herren fühlen sich missverstanden, verkannt, ihre guten, reinen, lauteren Absichten werden nicht gewürdigt.
Sagen sie jedoch Bea, dann ist alles in Ordnung. Ein Beispiel für positives Geschehen:
„Bea war mit uns im Zoo. Bea hat einen feinen Pudding gemacht. Von Bea bekam ich 5,- DM Taschengeld extra.“
Ein negativer Trend klingt dagegen aus folgenden Aussagen:
„Beate hat wieder gemotzt, ich wäre zu spät nach Hause gekommen. Die soll sich doch nicht so haben, wegen der knappen Stunde. Bei Papa macht sie doch auch keinen solchen Aufstand.“
Der Satz „Zoff mit Beate“, zeigte Bruno also an, gegen wen er hier Partei zu ergreifen eingeladen werden sollte.
„Beate schafft uns noch alle. Nichts kann man ihr recht machen. Die besten Absichten macht sie einem zunichte. Ein Wunder, dass es Papa mit ihr aushält. Dabei muss der auch noch bei ihr schlafen.“ Letzten Satz müssen Sie so verstehen, dass Björn, seit er ein eigenes Zimmer hat, gemeinsames Schlafen für das Hinterletzte hält. Lange genug hat er, der Große, den Kinds-

kopf Simon ertragen müssen. Simon der zweimal nachts zum Klo muss, der bei Gewitter Angst hat und weint und der zudem morgens ab 6.00 Uhr hellwach und zu allen Späßen aufgelegt ist. Und Papa muss, seit Björn denken kann, bei Beate schlafen. Dies obwohl sie mehrere Zimmer im Hause haben. Unvorstellbar ätzend.
Ob er wohl in ca. 10 Jahren auch noch so denkt?
„Wir haben dir doch von der Feuerwehrübung erzählt", leitet Björn seinen Bericht ein.
Die Feuerwehr und die Löschübung überlagerten bei den „Großen" den Laternenumzug der „Kleinen" vollständig.
„Man muss wachsam und aufmerksam sein", hat der Mann uns gesagt. Sie müssten selber immer wieder ein Feuer machen und löschen, dass sie nicht aus der Übung kommen", klärte er den Opa auf.
Dem schwante Fürchterliches.
„Ihr werdet doch kein Feuer gemacht haben, um Himmels Willen", entsetzte sich Bruno.
„Wir sind doch nicht blöde", entrüstete sich der Enkel.
„Sowas hätte höchstens Simon gemacht. Er ist ja noch ein Kind. Ein Glück, dass er mich hat. Wir haben nur so getan, wie wenn es brennt und haben mit Wasser gelöscht", informierte er.
Der Opa, froh dass die Beiden nicht gezündelt hatten, stimmte freudig zu und wurde dabei sofort und vollkommen vereinnahmt.
„Ich wusste doch, dass du unsere guten Absichten zu schätzen weißt", sagte Björn glücklich.

„Beate hingegen hat uns ausgeschimpft. Es hätte nicht viel gefehlt und sie hätte uns ein paar geknallt, aber wir waren schneller."
Jetzt aber wollte Bruno doch genauer wissen wie die Feuerlöschübung abgelaufen war.
„Ihr werdet doch hoffentlich nicht im Haus herumgespritzt haben", befürchtete der Opa.
„I wo", beruhigte ihn Björn, „das Gartenhäuschen war das Brandobjekt."

Genau diesen Ausdruck hatte der Mann von der Feuerwehr verwandt und er hatte den neuen Ausdruck sofort in seinen Sprachschatz aufgenommen. Bruno war halbwegs beruhigt. Das Gartenhaus auf dem Grundstück hinten, etwas höher gelegen, war ein ausgeriegelter Fachwerkbau mit Brettern verschalt, einer Tür und einem Fenster. Vor ihm eine kleine Terrasse auf der man bei schönem Wetter gut feiern konnte. Also wenn sie dort kein Feuer gemacht hatten, konnte wirklich nicht zuviel passiert sein, dachte sich Bruno. Aber der Teufel steckt bekanntlich manchmal im Detail. Diese Erkenntnis sollte er noch machen.
„Wir haben zuerst die Schläuche verlegt, weißt du, die vom Gartenwasser. Ich war der Brandmeister, Simon ein gewöhnlicher Feuerwehrmann. Wir haben beide unsere Fahrradhelme aufgesetzt. Die echten Feuerwehrmänner haben auch so etwas. Bei meinem Kommando: ‚Wasser marsch!', hätte Simon den Gartenwasserhahn aufdrehen sollen, aber er hat ihn nicht auf-



gebracht. Als mir die Warterei zu dumm war, habe ich ihn an die Spritze kommandiert.
Weißt du, um technische Dinge muss sich meist doch der Chef kümmern", bestätigte Björn bedeutungsvoll nickend seinen Status. Er habe auch gleich den Wasserhahn aufgekriegt und hochgedreht. Dann aber hätten sich die Dinge doch etwas anders entwickelt als beabsichtigt, gab er zu. Simon hätte der plötzliche Druck auf seine Spritze überrascht. Er sei umgefallen und das Schlauchende sei wie wild hin und hergeschwenkt. Das Fenster des Gartenhäuschens sei nicht verschlossen gewesen. Der erste Wasserstrahl habe es aufgedrückt. Endlich sei er, Björn, der Große, der Brandmeister, an den Einsatzort gekommen und habe dem Treiben ein Ende setzen können. Mit seinen starken Armen habe er den außer Kontrolle geratenen Schlauch gebändigt und dem Feuerwehrmann Simon gezeigt, wie man einen Wasservorhang um das Gebäude legt.
Auch durch das offene Fenster habe er gespritzt. Da seien ja nur ein paar Gartenstühle aus Kunststoff drinnen und nachher hätte er garantiert das Fenster offen gelassen und die Türe geöffnet, dass der Wind alles wieder trockne. Er hätte ja nicht wissen können, dass Papi und Beate als sie beide nicht zu Hause waren, die Polstermöbel und die Sofakissen aus dem Gastzimmer hierher gebracht hatten, weil Papi das am Wochenende neu tapezieren wolle. Jetzt war dem Opa natürlich klar, dass die Schwiegertochter über die Löschübung nicht gerade gejubelt hatte.
„Ach du liebe Zeit", sagte Bruno mitfühlend, „wurden die Polster sehr nass".

„Schon“, gab Björn zu, „die Sessel tropfen heute noch.“
„Also Oma hätte das auch nicht gefreut“. ließ sich der Opa diplomatisch vernehmen. „Die hätte mit ihrer Meinung auch nicht hinter dem Berg gehalten“.
„Aber wir haben es doch nur gut gemeint“, sagte der Enkel nun doch etwas kleinlaut.
„Aber Beate hat gar nichts hören wollen, sondern hat gleich geschimpft und gemault und uns sogar Haue angedroht“.
„Ja und jetzt“, erkundigte sich der Großvater teilnahmsvoll.
„Alles Scheiße“, tönte es wenig prosaisch aus dem Hörer.
„Sogar Papa ist stinkig, weil im Gartenhaus die Zimmerdecke so nass ist. Beate liest nun schon den zweiten Tag keine Gutenachtgeschichte. Es ist zum Verzweifeln, dabei haben wir es doch nur gut gemeint“, war er sich sicher.
Das habe sie schon mit berücksichtigt, sagte Beate später zum Schwiegervater.
Aber die Beiden wären ihren Vorstellungen gegenüber so dreist uneinsichtig gewesen und hätten sie so provoziert, dass ihr ums Haar, was sehr selten sei, die Hand ausgerutscht wäre. Auf ihre Vorhaltungen, sie hätten nachsehen müssen bevor sie ins Innere des Gartenhauses gespritzt hätten, entgegnete ihr beispielsweise Brandmeister Björn:
„Meinst du, die echte Feuerwehr sieht zuerst nach, was im brennenden Haus ist und fängt dann zu löschen an.“
Feuerwehrmann Simon habe gar gesagt:
„Bist du blöd, da wären wir ja schön dumm. Warum hast du uns nicht gesagt, dass ihr euer Gerümpel umräumt?“

Da sei ihr echt die Spucke weggeblieben und das will etwas heißen.

Ein Gutes aber habe die Sache im Augenblick. Björn sei ein aufmerksamer und ohne herumzumaulen einsatzfähiger Hol-, Bring- und Laufbote im ganzen Haus und Simon putze ohne Kommentare sämtliche Schuhe der Familie. Natürlich habe sie zwischenzeitlich die Elementarstrafe, den Fernsehentzug und die Verweigerung der Gutenachtgeschichte wieder außer Kraft gesetzt.
Nur neulich habe sie wieder einmal die Notbremse ziehen müssen. Vati wollte die beiden munteren Knaben mit auf den Verkehrsübungsplatz nehmen.
„Auf den Verkehrsübungsplatz. Du hast se wohl nicht alle", habe sie geschimpft.
„Willst du, dass die Zwei nach einer Feuerlöschübung am Ende noch einen Crash-Kurs mit unseren beiden Autos veranstalten."
Wie dem auch sei. Für den Opa kann es eine ziemlich harte Nuss sein, die Anfrage oder Kritik des Enkels und die berechtigten Interessen von Sohn und Schwiegertochter unter einen Hut zu bekommen und dabei auch noch das Gesicht zu wahren. Schließlich ist der Ruf eines weisen Alten, eines Ratgebers, eines Geistes über den Wassern, ja sehr schnell verspielt.
Das aber ist weder im Sinne seiner Kinder noch seiner Enkel.

Wünschen wir ihm dazu hier stets einen klaren Kopf und die passenden Worte.

Flaumen

Flaumen heißen die Früchte, um die es in dieser Geschichte geht, in dem Land aus dem unsere Hauptperson hier her ins Schwäbische kam. Bei uns heißen sie Zwetschgen, woanders sogar Zwetschger oder Pflaumen auch Flumen. In der Pfalz nennt man die blauen Früchte gar Quetschen, aber dort sagt man zu Geld sogar Bimbes, wie unlängst bundesweit zu erfahren war. Ein Pfälzer Bubb hätte ein besonderes Verhältnis zu eben diesem besonderen Stoff gehabt, war zu hören.

Aber bei uns geht es nicht um Bimbes, sondern um Flaumen und unsere Hauptperson war kein Herr, sondern eine Dame. Auguste Roßnagel war eine Dame. Selbst zweifelsohne kritische Schwäbinnen älterer Jahrgänge, waren sich über diesen Aspekt einig.
Frau Roßnagel, eine stattliche, sowohl von der Größe wie den Proportionen her, Mittsiebzigerin, war eine freundliche, liebenswürdige, kurz eine geschätzte Frau und das kam nicht von ungefähr.
Sie war eine „Loberin“ und wer schätzt so eine Eigenschaft nicht. Sie fand stets eine Charaktereigenschaft, einen Gegen-

stand oder einen Aspekt den sie bewundern, über den sie sich lobend auslassen konnte. Von sich selbst erzählte sie nur, wenn sie gefragt wurde. Das aber erhob sie aus dem Gros derer, die sich ungefragt über sich, ihren verlorenen Besitz oder die früheren Lebensumstände verbreiteten, oft dabei recht dicke taten. Selbst wenn es stimmte, was die sagten, war es für ein gedeihliches Zusammenleben nicht gerade förderlich.
Es machte denen, die schon immer hier waren, schlicht wenig Spaß immer wieder zu erfahren, in welchen beschränkten Verhältnissen und ärmlichen Umständen sie hierzulande im Gegensatz zu der früheren Heimat der Flüchtlinge und Vertriebenen eigentlich lebten.
Oma Roßnagel war hier eine rühmliche Ausnahme. Sie fand stets anerkennende Worte und war es nur über einen schönen Blumenstock am Fenster selbst der primitivsten Behausung. Man wusste von ihr, dass ihr Vater einst Verwalter auf einem der Güter des Barons von Hohenthal gewesen war. Sie selbst arbeitete als Kindermädchen im Schloss. Dort lernte sie auch ihren Mann kennen.
Willy Roßnagel arbeitete in einem Bergwerk das dem Baron gehörte. Er war dort Knappschaftsältester und stieg später sogar zum kaufmännischen Direktor der Grube auf. Die stattliche Knappschaftsrente von Auguste Roßnagel war ein beredtes Zeugnis des beruflichen Erfolges ihres Mannes, der in russischer Kriegsgefangenschaft verstarb.
Hier am Ort lebte Oma Auguste im Haushalt von Tochter und Schwiegersohn. Sicher hatte sie, ein gutes Deutsch sprechend,

anfangs ihre Schwierigkeiten mit ihren drei, ein breites Schwäbisch sprechenden Enkeln. So waren die Gewichtungen zuhause eben: drei Hochdeutsch gegen drei Schwäbisch.
Ihr Schwiegersohn Theo war Ostpreuße und deshalb wie sie und ihre Tochter Ingeborg der Hochdeutsch-Fraktion zuzurechnen.

Nun aber zu den Flaumen, dem Kern unserer Geschichte.
Schon im Frühjahr hatte eine herrliche Blüte angezeigt, dass es bei weiteren guten Witterungsverhältnissen ein gutes Obstjahr werden könne. Grund genug für Oma Roßnagel bei verschiedenen Grundstückseignern die Blüte zu bewundern.
Wer aber belobt wird, selbst für Dinge, für die er nichts kann, freut sich und wer sich freut dem läuft – einem alten Ausspruch entsprechend – der Mund über.
Man erzählte also Frau Roßnagel, welche herrlichen Früchte die blühenden Bäume, kämen sie unbeschadet bis zur Reife, trügen. Gute Eigenschaften ebenso die vielfältigen Verarbeitungsmöglichkeiten wurden aufgezählt.
Diese Lobeshymnen auf die zu erwartenden Früchte bewogen nun aber Oma Roßnagel sich im Vorgriff welche zu bestellen.
„Könnte ich wohl einen großen Spankorb dieser herrlichen Früchte bekommen, wenn sie reif sind?“ fragte sie die verschiedensten Garten- oder Baumstückbesitzer.
So genau wusste sie nicht bei wem alles sie sich so geäußert hatte. Dafür aber wussten die Empfänger einer solchen Kauforder Bescheid. Es war Ehrensache der liebenswerten, wohlge-

littenen Oma Roßnagel ihren Kaufwunsch zu erfüllen. So kam es also, dass im August/September eines Jahres das Unheil über die ahnungslose Familie Laffrenz-Roßnagel hereinbrach.
Es war genau genommen kein Unheil, aber die Sintflut der herrlichen, süßen, blauen Früchte erwies sich auf Dauer als solches.
Tochter Ingeborg, bei der ersten Anlieferung allein zu Hause, freute sich obwohl ihr Mutter nichts gesagt hatte.
„I bring dia Zwetschga, wo ihr Mutter bei uns bschdellt hat“, sagte ein Junge und drückte der erstaunten Ingeborg Laffrenz einen hoch vollen Weidenkorb in die Arme.
Oma konnte sich schon nicht mehr an die Bestellung erinnern, tat aber so als ob. Zu zweit steinten sie die Früchte aus und füllten die Weckgläser, als es zum zweiten Mal klingelte.
„Grüß Gott. Des sinn Ihrer Mutter ihre Zwetschga!“ Mit diesem Satz, den die Familie in den nächsten Wochen noch öfters hören sollte, wurde der nächste Korb Zwetschgen abgegeben.
Von da an aber ging es Schlag auf Schlag. Das Klingeln an der Wohnungstür wurde für die Familie zu einem Trauma. Allein die drei Enkel von Oma Roßnagel blieben oben auf.
Bei jedem Ertönen der Wohnungsglocke riefen sie gönnerhaft: „Oma-Zwetschga“, schon allein rein auf Verdacht sozusagen aus Spaß an der Freud.
Schwiegersohn Theo, der die alte Dame recht gut leiden konnte, nahm es mit Humor. Er blieb gelassen, hatte er doch mit der Verarbeitung der blauen Flut nichts zu tun.
Tochter Ingeborg persönlich mit Einwecken, Marmelade ko-



chen, Kuchen backen beschäftigt, ging die Gelassenheit ihres Ehemannes naturgemäß ab. Mit dem Mute der Verzweiflung fing sie gar an, das Angebot eines Nachbarn, seine alte, längst nicht mehr gebrauchte Zwetschgendörre zu benutzen, wahrzunehmen.

Genau zu diesem Zeitpunkt aber, erfuhr ich von der Flaumen-Katastrophe meiner Nachbarn.
Ich fuhr abends von meinem Baumstück nach Hause. Auf dem Gepäckträger meines Fahrrades hatte ich einen großen Spankorb, am Lenker hing ein Weidenkorb. Beide waren voll mit reifen, süßen, blauen Zwetschgen.
Vor meinem Hoftor traf ich Theo Laffrenz. Er schaute mit großen Augen nach meinem Transportgut. Ich deutete dies völlig falsch.
„Wollen Sie welche, fragte ich freundlich", ich wusste, dass Laffrenzens kein eigenes, auch kein gepachtetes Grundstück hatten.
„Um Gottes Willen, bloß nicht", entsetzte sich Theo.
„Hat unsere Oma bei Ihnen welche bestellt?", hakte er vorsichtig nach.
„Nein", sagte ich und schüttelte den Kopf. Um nicht ungefällig zu sein, setzte ich hinzu:
„Aber, wenn Sie welche brauchen, kann ich Ihnen eventuell noch einen Korb voll besorgen. Meine eigenen brauche ich selbst."
„Nö, nö, bloß nicht. Die Dinger laufen uns zu den Ohren hin-

aus", entsetzte sich Nachbar Laffrenz und erzählte mir in kurzen Worten die „Flaumen"-Odyssee einer Familie.
„Meine Frau wird immer säuerlicher. Oma zieht den Kopf ein und verschwindet sobald es schellt. Die Kinder allein finden die Sache bärenstark und nehmen Oma hoch, diese Bande", schmunzelte er.
Dann aber wollte er wissen, was ich mit den vielen „Flaumen" eigentlich mache.
„Das gibt Zwetschgenschnaps", klärte ich den Theo auf.
Er wurde sichtlich munter. Ich musste ihm genau erklären, wie das gemacht wird, was zu beachten ist und welche Gegenstände das „Einschlagen" erfordert. Ich hatte einen sehr aufmerksamen Zuhörer. Ich sah, wie es in ihm arbeitete.
Das schien ihm ein Weg, die häusliche Malaise, das „Flaumen"-Chaos in geordnete Bahnen zu lenken.
„Also, wenn es um ein Fass geht. Ich habe eine 110 Liter Stande mit Deckel und Spannreif. Das könnten Sie haben."
Er zögerte.
„Wissen Sie, ich habe so etwas noch nie gemacht. Das Einschlagen, meine ich."
„Wenn das Ihr einziges Problem ist. Sie können das Fass zu meinen Behältern in die Scheune stellen. Ich würde dann danach schauen, wie nach meinem Brenngut. Das ginge auf eines".
„Das würden Sie tun?", begeisterte sich Theo. Ihm schien eine Zentnerlast von der Seele genommen. Das war dann auch mein Anteil am guten Ausgang der „Flaumengschichte".

Der immer noch nicht versiegte „Flaumen"-Segen wurde so in geordnete Bahnen gelenkt.
Als das Brenngut anfing zu gären, kam sogar Oma Roßnagel vorbei als sie mich im Hof sah. Ich öffnete ihr den Deckel und ließ sie an den köstlichen Dämpfen schnuppern.
„Da haben Sie im Frühjahr einen guten Riecher gehabt", lobte ich sie. „Die Früchte sind dieses Jahr einmalig. Das gibt bestimmt einen erstklassigen Schnaps".
Dann schenkte ich ihr ein kleines Stamperl Zwetschgenwasser ein, natürlich vom Ältesten, Besten, den ich hatte. Mein Lob tat ihr wohl, der Zwetschgenschnaps schmeckte ihr so gut, dass sie sich noch ein zweites Gläschen einschenken ließ. Sie war glücklich so eine gute Möglichkeit der Verwertung für ihre Frühbestellungen gefunden zu haben.
Ganz beiläufig warf ich ein: „Schade, dass das Fass nicht ganz voll ist. Das wäre besser für den Gärvorgang."
Oma Roßnagel war ganz Ohr.
„Wüssten Sie nicht noch jemand, der welche zu verkaufen hat", fragte sie interessiert.
Sie freute sich über die gute Idee des Schwiegersohns und wollte dessen Engagement unbedingt auch mit einem Erfolg gekrönt sehen. Ich wusste drei Bäume, die mir ein Nachbar angeboten hatte, weil er selbst keine Behälter mehr zum Befüllen hatte. Er war froh, dass sich jemand des Segens annehmen wollte und verkaufte den reichen Ertrag um 20,- DM.
Am Samstag schüttelte Theo die Zwetschgen herunter. Es waren so viele, dass er nicht nur den angefangenen Behälter, son-

dern zusätzlich ein zweites Fass aus meinem Bestand füllen konnte.
So kam also die „Flaumen-Katastrophe“ letztendlich zu einem für alle Seiten guten Abschluss. Oma Roßnagels Ansehen in der Familie zu Beginn der Kampagne sehr gefallen, steigerte sich nach dem Schnapsbrennen auf einsame Höhen.
Wie ich prognostiziert hatte war der Zwetschgenschnaps sowohl in Qualität wie in der Menge hoch. Generös hatte sie zudem sowohl das Brenngeld, wie die Branntweinsteuer aus ihrer stattlichen Knappschaftsrente beglichen.
Bei uns allerdings gab es ab damals eine Unterscheidung sprachlicher Art.
Oma Roßnagel trug als Dame, was bei uns ganz ungewöhnlich war, sogar werktags, einen Hut. Zwar war das immer der gleiche Deckel, aber er wies sie als etwas Besseres aus. Eine meiner Tanten, früher im Dienste eines Adelshauses stehend, bezeichnete diese Kopfbedeckung einmal als Kapotte ähnlichen Hut.
Grund genug für meinen Bruder und mich, ihn in einer Wortspielerei verballhornend, als Kompott-Hut zu bezeichnen.
Ging Frau Roßnagel beispielsweise am Haus vorbei, hieß es einfach: „Der Kompott-Hut ist unterwegs.“
Jedoch ab vorstehend geschilderten Ereignissen wurde der Kompott-Hut sozusagen eingemottet. Statt dessen wurde bei uns verlautbar: „Die Flaumen marschieren gerade vorbei“, oder „Die Flaumen sind auch auf den Beinen.“
Damit war auf jeden Fall Auguste Roßnagel gemeint, die mit

ihren vergessenen Frühbestellungen schon zur Zeit der Blüte ihrem Schwiegersohn Theo zu manch schöner Stunde, zu Hilfe bei Magenbeschwerden und anderen Heimsuchungen verholfen hat.
Was ihre eigene Person betrifft, so ist ihr Schwiegersohn deswegen für sie ein großer „Lober“ oder „Lobender“ geworden.

Kalte Küche

Was für Überlegungen, Schlussfolgerungen oder gar Gefühle erweckt dieses Wort in Ihnen? Mit einem der heute gebräuchlichen Un- oder Modeworte müsste ich nach Assoziationen fragen. Nun mit dem Wort aus dem lateinischen Stamme kann ich leben. Es gibt viele solcher Worte, die inzwischen Allgemeingut ja sogar höheres Geistesgut geworden sind. Was mich stört ist die vollkommene Unterwerfung an englische Schlagworte.
Als ich gestern Abend in der „Philatelie“ einer Fachzeitung für Briefmarkensammler in einem Artikel von „eyes catch“ las, ging mir bildlich gesprochen das Messer in der Tasche auf. Zwar wurde noch im gleichen Satz erklärt, dass damit Blickfang gemeint sei, aber wenn das schon angemerkt wird und es für eine Sache eine so eindeutige, gute, alte, deutsche Bezeichnung gibt, warum dann so ein Schwachsinn.
Den Engländern umgekehrt würde das nicht im Traum einfallen!

Was mir aber zu dem Titel „Kalte Küche“ zunächst einfallen würde, wäre ein schwäbisches Wirtschäftle.

Die Schwaben ohnehin jedem besonderen Aufwand abhold, essen abends selten warm und wenn ja, lassen sie garantiert dann das warme Mittagessen ausfallen oder aber nur auf Sparflamme und Schmalspur entstehen.
Diesem Brauch wird deshalb besonders den Schwaben mit einer Vesper-Karte Rechnung getragen die überwiegend kalte Gerichte enthält. Da ist z. B. der Wurstsalat enthalten, der zumindest für mich erst einer ist, wenn er auch schwarze Wurst – Griebenwurst – enthält.
Wenn man dagegen ein Gemisch aus Schinkenwurst und Fleischkäse maschinell in lange, schmale Streifen geschnitten erhält, dann können Sie damit bei mir keinen Saustall stürmen. Auch Veredelungen mit Dressing, diversen Pampen oder Beigabe von exotischen Gewürzen tragen kaum zum Wohlbefinden bei, sondern erhöhen nur die Zahl der ohnehin zu vielen Kalorien oder Joule und verstärken so die auffälligen Rettungsringe bei guten Futterverwertern, zu denen ich auch gehöre.
Essig, Öl und reichlich Zwiebeln sind für mich das, was einen soliden, schwäbischen Wurstsalat ausmacht. Es gibt dann noch den Schweizer Wurstsalat, bei dem der Wurst Käsestreifen beigefügt sind.
Weil wir aber gerade beim Käse sind: Backsteinkäse – Limburger mit Butter oder Emmentaler mit Butter sind immer noch ein gutes und preiswertes Vesper und Bestandteil der „kalten Küche“. Natürlich gibt es noch eine ganze Reihe anderer fleischlicher Genüsse im Rahmen des Titels unserer Geschichte.
Denken wir nur an ein saftiges Ripple, an eine Hausmacher


POSTBANK

Sülze, an Leber- oder Griebenwürste oder ein Paar Landjäger, je nach Landschaft auch Peitschenstecken genannt, wobei mit zu bratenden Fleischprodukten die Palette noch viel reicher zu bestücken wäre, aber wir reden ja von kalter Küche.
Natürlich will ich der Ausgewogenheit willen, auch nicht den Fisch vergessen. Ob Hering, Bückling, Matjes bis zu Aal oder Lachs – ein großes Angebot für Kenner und Liebhaber.
Nun aber genug der leiblichen Genüsse. Mit alle dem hat unser Titel nur sehr bedingt etwas zu tun.
Ich schweife gerne etwas ab, meine Frau rügt mich zurecht. Aber ich will stets etwas Fleisch um die oft kleine Kerngeschichte haben. Ich halte es hier mit Wilhelm Busch's Zitat.

Unser Fernmeldekollege Gottfried Hüneraske war ein rechter Sauerkopf. Im schwäbischen Sprachgebrauch könnte man ihn als „seltenfröhlich" bezeichnen. Meine Kollegen am Postschalter hatten noch deftigere, in der Sache jedoch durchaus angemessene Bezeichnungen für ihn.
Die Geschichte ist schon einige Jahre her, deshalb erdreiste ich mich den „Jottfried" wie ihn seine Mitarbeiter beim Fernmeldeamt nannten, als Kollegen zu bezeichnen.
Es war vor der Zeit als Politiker verschiedener Parteien die Post angeblich dem Zeitgeist und der europäischen Harmonisierung in Wirklichkeit aber handfester finanzieller Interessen ihrer Sponsoren und Klientel opferten.
Gegen eine Reform hätte wohl niemand etwas gehabt. Sie war nötig und wäre erfolgt. Aber seien wir doch ehrlich. Seit der

Dreiteilung hat sogar die Telekom, früher der Goldesel der Nation, jahrelang rote Zahlen geschrieben. Zum Glück fiel das mit der Wiedervereinigung zusammen und man konnte die Verluste unter diesen weiten Mantel schieben.
Was sich aber seit der Dreiteilung als Vorstufe für die Privatisierung getan hat, haben selbst die Dummen mit ihrer Latrinenparole „Es wird Zeit, dass ihr privatisiert werdet und Konkurrenz bekommt", bemerkt.
Die Konkurrenz arbeitet nicht nach den sozialverträglichen Prinzipien der Deutschen Bundespost und die jetztige POST AG kann als ebensolche gebührenmäßig nach ihrem Ermessen zuschlagen. Sie braucht den Bundestag nicht mehr dazu und das Ministerium für Post und Telekommunikation ist ein Auslaufmodell. Die Herren haben es so gewollt.
Dabei zeigt schon manches schizophrene Züge. Etwa wenn Parlamentarier, meist aus der größeren Fraktion des hohen Hauses, der der Hinterbänkler Zeter und Mordio schreien, wegen der neuen Gebührenstruktur der Telekom. Der Gebührenreform die sie schon lange kennen, die sie schon ein halbes Jahr vorher genehmigt haben. Es stellt sich für mich die Frage, sind die so dumm oder so vergesslich oder wissen die am Ende gar nicht was sie tun?
Plötzlich sind sie entsetzt über die Geister, die sie selbst riefen. Da wird dem freien Wettbewerb, der freien Marktwirtschaft das Wort geredet, aber gleichzeitig soll jeder noch so unbedarfte Stotterknoppel aus Hintertupfeldingen mitreden können.
Bei Daimler würde man über ein solches Ansinnen lachen und

den, der dieses stellt, gelinde gesagt als Scherzkeks bezeichnen. Bei einer sich eventuell bildenden Konkurrenz, die sich dann wieder die Rosinen aus dem Kuchen picken wird, erntete ein Versuch solcher Einflussnahmen einen geharnischten Protest mit dem Hinweis auf unternehmerische Freiheit und der Androhung solche Vorgehen gerichtlich klären zu lassen.

Natürlich waren die Pannen der Telekom im Gefolge der Einführung der Tarifreform bitter und bestimmt nicht das Gelbe vom Ei. Was in diesem Zusammenhang an Geldern für Werbung, Imagepflege und Richtigstellung bzw. Verdeutlichung in sämtlichen Medien hinaus geschmissen wurde, hat die plötzlich schmerzlich vermisste Deutsche Bundespost vor der Dreiteilung mit Sicherheit in fünf Jahren nicht verbraucht.

Aber jetzt wieder zurück zu Gottfried Hüneraske. Nachdem ich mir den Frust des letzten halben Jahres von der Seele geschrieben habe, ist es mir wohler.

„Jottfried" war sich wohl bewusst, dass er bei der Post von der Fraktion wo „det Jeld" herkommt war. Er kam rein als Kunde zu uns, den Kollegen ließ er immer vor dem Amt solange warten.

Er benutzte uns. Er war ein maulfauler, besserwisserischer Beamter im reinen Sinne dieses verpönten Wortes. Er war ein echter Psychologe. Er wusste nicht alles – aber alles besser!

Er ließ sich hauptsächlich in Gelddingen gerne mal ausführlich beraten. Genau dabei aber geschah etwas, das unser von einer gewissen Animosität geprägtes Verhältnis so verwandelte, dass meine anderen Schalterkollegen noch heute staunen.

„Jottfried“ damals schon einige Jahre im Ruhestand und in einer Nachbargemeinde lebend, erschien in der Schalterhalle. Er wartete geduldig bis ich frei war. Leider bin ich sein Mann, aber seit damals kann ich das leider streichen. Meine anderen Mitstreiter haben dafür andere Kunden mit denen ich nicht so gut kann, sie dafür besser.
Er hätte Geld anzulegen, was wir derzeit an Zinsen bieten, heischte er zu erfahren.
„Wieviel und wielange?“, wollte ich wissen.
15.000,- DM, die Laufzeit spiele keine Rolle, es käme ihm auf einen guten Zins an.
Ich sagte ihm die Konditionen der Postbank für Sparen mit festem Zins.
„Sie sind doch auch beim Post-Spar- und Darlehensverein?“, fragte ich.
Das sei er, bestätigte Gottfried Hüneraske kopfnickend.
Diese löbliche Einrichtung nur für Postler, „Selbsthilfeeinrichtung des Postpersonals“, ist nicht so rein gewinnorientiert wie andere Institute und zeichnet sich durch deutlich bessere Zinsen als dieselben aus. Ich lief zu unserer internen Anschlagtafel im Betriebsraum und schrieb mir die Konditionen auf.
Mit 8% für 4 Jahre, damals eine Spitzenverzinsung, war er einverstanden. Ich holte die entsprechenden Vordrucke beim Chef.
Das Geld hatte „Jottfried“ in 1.000,- DM-Scheinen dabei. Ich füllte die Anträge aus, er gab mir in seiner maulfaulen Art Auskunft auf meine Fragen. Bei einem Aspekt wurde er aber putzmunter.

Als ich wissen wollte, ob der Zins jährlich kapitalisiert, also dem Guthaben zugeschlagen oder ausbezahlt werden sollte, antwortete er spontan:
„Ausbezahlt, uff jeden Fall ausbezahlt, sonst funktioniert det janze nischt."
Ich nähm's zur Kenntnis und kreuzte entsprechend an. Als er mir dann unterschrieben und den Betrag eingezahlt hatte, sagte ich ohne jede Absicht, ohne einen Hintergedanken, eigentlich nur als abschließende Wendung:
„Das hätte aber auch eine neue Küche gereicht."
Tags zuvor hatte nämlich eine Kollegin den selben Betrag für diesen Zweck abgehoben.

Überrascht blickte er mich an: „Wie komm'n Se denn daruff?"
„Das käme preislich so in etwa hin", spielte ich mein Spezialwissen aus.
„Stimmt", lachte er auf einmal überraschend fröhlich. Ich hatte in noch nie lachen gesehen.
„Ick dacht schon Se sin en Hellseher. Für ne Küche is det Jeld tatsächlich."
„Und dann legen Sie das noch vier volle Jahre an?", fragte ich erstaunt. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sich eine Frau so lange vertrösten lassen würde, wenn das „Jeld" schon vorhanden ist. Schließlich wird Mobilar und Küchengeräte auch nicht gerade billiger und ob der gute Zins dies und die lange Wartezeit aufwiegt war mir nicht klar.
Gottfried Hüneraske blickte sich um. Keiner stand hinter ihm.

Da beugte er sich vertraulich zu mir und erzählte mir die wirkliche Geschichte von der kalten Küche:
„Olja, wat meine Olle is, is ja wirklich en tüchtjet Weib. Schaffen kann se vor zwei und sauber is se, aber", seine Miene wurde düster, „kochen kann se nich."
Wenn er oft sehe, was die Frauen seiner schwäbischen Kollegen so alles zusammen zauberten, da sei er verraten und verkauft, ein Waisenknabe sei ein Dreck dagegen.
Ausgerechnet „Olja" aber wolle eine neue Küche, weil die Nachbarin, die Federschmidt'sche auch eine gekriegt habe. Bei dem wat „Olja" koche, die reinste Verschwendung. Man würde quasi mit dem Schinken nach ner Bockwurst schmeißen, meinte er.
Er selbst habe sich daran gewöhnt, alles „Jute" könne auch bei Frauen nicht auf einem Haufen sein. Er sei ja bescheiden und deshalb mit dem Essen seiner „Ollen" zufrieden. Außerdem, er strahlte über das ganze Gesicht, gingen sie ab und zu in einen Besen.
Den ersten Dämpfer hätten sie beide bekommen als sie sich in einer Küchenausstellung kundig machten. Nicht etwa wegen dem Geld, nein wegen den Küchengeräten. Die seien alle so kompliziert, dass man fast Diplomingenieur sein müsse, um sie technisch zu verstehen und ihre Feinheiten ausnutzen zu können. „Olja" habe die Löffel angelegt und gesagt:
„Da musst du mir beim Kochen helfen, Männe", und er habe den großen Schrecken bekommen.
„Wissen Se, wenn ich da jeden Tach zwischen 11.00 und 12.00

anzutraben habe um Küchentechniker zu spielen und det allet wejen dem bisschen Fraß, wat de Olja zusammen schustert, da wär ick doch en armet Schwein."
Ich nickte zur Bestätigung. Er nahm's dankbar zur Kenntnis.
Da sei ihm die Idee des Jahres gekommen, führte er weiter aus.
Er wisse um den Horror seiner Allerliebsten vor Handwerkern in der Wohnung, besser gesagt vor dem Dreck und Staub den besagter Berufszweig außer der Rechnung zurücklässt. Er sei deshalb am nächsten Tag mit dem Maßstab in der Küche herum marschiert und habe laut überlegt wo die neuen Dosen für die zusätzlichen Elektrogeräte zu installieren wären, wo Schlitze geklopft werden müssten und wo eventuell die Wand für einen neuen Stromkreis durchbohrt werden müsse.
„Olja" sei wie vor den Kopf geschlagen gewesen. In ihrem harmlosen Gemüt hätte sie die Weiterungen eines solchen Vorhabens nicht bedacht. Ihr Schrecken aber sei ein Teil seines Planes gewesen.
„Pass mal uff, Schatz", habe er listig angefangen und ihr dann feste Honich um det Maul jeschmiert. Sie habe ja immer so viel zu tun, sprach er ihr ein großes Lob aus. Für ihr Essen unter der Woche, das ja nie so lange zubereitet werden müsse, reiche doch an und für sich die vorhandene Alteinrichtung aus. Sie habe zustimmend genickt. Er sehe es absolut nicht ein, dass sie, seine „fleißige Olja" den halben Sonntag in der Küche stehe um etwas besonders Leckeres zu machen. Dann habe er langsam, wie wenn ihm die Idee gerade erst käme, ihr den lange schon überlegten Vorschlag unterbreitet.

Er schlug tatsächlich vor, den für die neue Küche bereitgestellten Betrag in einen guten Zins zu stellen, ihn also anzulegen. Von dem Zins aber könnten sie dann Sonntag für Sonntag im Tale ringsum in Besenwirtschaften einkehren oder eines der zahlreichen Fress- und Sauffeste besuchen, um sich dort nach Lust zu sättigen.
„Ob Se mers globn oder nicht, jerührt war se. Fast geflennt hat se, wejen meiner Fürsorje und Jroßmut. Und det Wichtigste – einverstanden is se.
Ick finanziere natürlich een Jahr vor. Der erste Zins kommt ja erst dann. Aber det is mer mein Seelenfrieden wert", sagte er strahlend.
„Mein lieber Mann", sagte ich spontan „auf sowas muss man aber erst kommen. Sie sind ein Genie."
Das Genie aber lief ihm runter wie Öl. Wer wird nicht gerne für ein solches gehalten und bekommt dies gesagt. Als ich ihm noch, mehr im Spaß, vorschlug, das Konto mit der Zusatzbezeichnung „kalte Küche" zu versehen, schlug er sich vor Vergnügen auf den Oberschenkel und so bekam die Anlage tatsächlich diese Bezeichnung.
Immer aber wenn Gottfried Hüneraske zu mir an den Schalter kommt, ich bin immer noch, ja jetzt gerade erst recht, sein Mann und dies jetzt gerne, bin ich an diese Sache erinnert.
„Funktioniert die kalte Küche noch", frage ich dann regelmäßig.
Er nickt dann strahlend und gibt mir Ratschläge aus der Sicht eines Eingeweihten der Besen- und Festles-Szene. Er ist seit

damals bei mir wie ein umgewandelter Sack. Ich bin für ihn jetzt ein vollwertiger, kompetenter Partner und Berater. Warum? Wer einen selber für ein Genie hält, kann ja niemals ein Dummkopf, muss ja zwangsläufig selbst eine Kapazität sein. Wegen meiner Frage, ob die kalte Küche noch funktioniert, war ich jedoch schon dem totalen Unverständnis meiner weiblichen Kolleginnen ausgesetzt.
So ein Schwachsinn, sagte eine davon hitzig. Eine kalte Küche braucht doch gar nicht funktionieren. Das ist eine typisch männliche, von jeder Hauswirtschaft unbedarfte Vorstellung.
„Und ob die kalte Küche funktioniert", konterte ich überlegen. „Ich weiß von was ich rede und Herr Hüneraske auch. Da können sie „Jift" darauf nehmen."

Das war die Geschichte von der kalten Küche und sie kann in ähnlichen Fällen zur Nachahmung durchaus empfohlen werden. Wenn Sie nämlich, wie in unserem Fall, die Küche nur an Sonn- oder Feiertagen richtig benutzen oder ausnutzen, sind die 15.000,- DM plus entgangenem Zins aufgeteilt auf diese sogenannten Vollkochtage entschieden zu hoch.
Sie läge mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit höher als die Zutaten und Aufwendungen für die Energie zur Zubereitung. Vom zeitlichen Aufwand hier ganz zu schweigen. Dabei und damit komme ich zum Schluss, wünsche ich dem nicht mehr sauertöpfischen, miesepetrigen und unleidlichen „Jottfried" Hüneraske ein langes, gesundes und gleichbleibend besen- und festlesfreudiges Rentnerdasein. „Das walte Jott."

Rache ist süß?

Das Fragezeichen habe ich hier absichtlich gesetzt. Ich werde mit dieser Geschichte beweisen, dass dies nicht immer so ist. Zumindest bei dem, den die Rachehandlung, das Strafgeschehen, die Retourkutsche betrifft, ist das niemals der Fall. Natürlich bei dem sich Rächenden, bei dem der damit ausdrückt: „Nicht so, nicht mit mir, nicht auf diese Weise“, kann ein Gefühl der Befriedigung, der Befreiung, der Herstellung gleicher Verhältnisse aufkommen und das kann dann süß sein. In unserem Fall stank die Rache, aber sie war nach meinem Dafürhalten gerechtfertigt, stellte die Beziehungen ein für alle Mal auf eine besondere Ebene und schuf klare Verhältnisse.

In einem 12-Familien-Mietshaus, besser gesagt, einer Wohnanlage mit 12 verschieden großen Wohnungen einer Mietgesellschaft, war ein junges Pärchen eingezogen. Verheiratet waren die nicht, das sieht man heute nicht mehr so eng und das war auch gut so.

Eine freundliche, nett und offene junge Frau und ein junger Mann, der fast genau das Gegenteil war.

Verschlossen, verdruckt, maulfaul, wortkarg, machte er am lieb-

sten einen Bogen um die Mitbewohner und Nachbarn.
Bald wurde es auch offenbar oder war nicht mehr zu übersehen, er hatte Alkohol-Probleme. Wenn er abends aus der Ziegelei nach Hause kam, hatte er oft gut geladen, er hatte einen ondulierten Gang. Zuhause aber suchte er dann nach weiterem Alkohol. War keiner da, suchte er, was schlimmer ist, Streit mit seiner Freundin.
Sie war ein sehr sozial eingestellter Mensch und das war ein Mitgrund für das Zusammenziehen. Sie unterlag genau dem Irrtum vieler Geschlechtsgenossinnen die meinen, sie persönlich als Frau, ihre Liebe, ihre Zuneigung, ihr gutes Zureden, ihre Motivation genüge oder sei stark genug, einen problembehafteten Mann, gar einen wirklichen Alkoholiker trocken zu legen, auf den Pfad der Enthaltsamkeit zurückzuführen, sein Trinkvermögen auf weniger gefährliche Getränkearten umzustellen.
Sie merkte erst zu spät, dass dies bei einem Trinker nicht genügt. Die Sucht ist zu groß, als dass sie mit Liebe, Fürsorge und Zuneigung, nicht einmal durch körperliche Kontakte, also durch Sex, besiegt werden könnte.
Erst im Nachhinein wurde ihr klar, dass ein Abhängiger erst ganz tief hinunter muss, wenn es einen Aufstieg geben soll und dass dies ohne Therapie, ohne einen Fachmann kaum geht.
Zuerst schien es, als ob ihre Bemühungen fruchteten. Der Reiz des Neuen, bescherte Beiden manche schöne Stunde. Die eigene Wohnung, den Partner zur Seite beim Aufwachen und Einschlafen, beim Gehen und Kommen, die Sorge und Liebe in

starkem Maße andauernd – jederzeit.
Aber schon nach einem halben Jahr ging die alte Tretmühle wieder los. Trinken, Rausch, Schlaf, Ernüchterung in gleicher Reihenfolge, nur unterbrochen durch die Arbeit in der Ziegelei.
In der Wohnanlage wiederum die ganze Palette mitmenschlicher Reaktionen.
Der größte Teil der Mitbewohner bekam nichts mit und was darüber gesprochen wurde interessierte nicht. Sollte doch die junge Frau sehen, wie sie mit ihrem Süffel fertig wurde. Solange dessen Geschrei nicht den Lautsprecher des eigenen Fernsehgeräts übertönte, wurde der Zustand stillschweigend hingenommen.
Zwei der Mietparteien, meist Leute die auch schon durch Tiefen gegangen sind, standen Brigitte zur Seite, munterten sie auf und waren für ein helfendes Gespräch bereit. Bei den Frauen konnte sie sich ausweinen, die standen ihr als Klagemauer zur Verfügung, wann immer sie einer solchen bedürftig war.
Eine Mietpartei aber lebte ihr zum Possen. Genauer gesagt nur der weibliche Teil eines Gastarbeiter-Ehepaares aus.... Ich schreibe mit Absicht nicht woher die Leute nach Deutschland kamen. Man könnte mir einen Antikomplex unterstellen, den ich so nicht habe. Ich habe nur gegen Einzelne etwas, die hierher kommen, mit null Bereitschaft sich zu integrieren, sich unseren Verhältnissen anzupassen. Sie werden immer Fremde bleiben und wenn sie diese ihre Fremdheit noch wie eine Fahne, wie eine Standarte, wie ein Markenzeichen vor sich her tragen,

ist dies einer Eingliederung nicht förderlich. Solche Menschen wollen, bildlich gesehen, eine Kolonie ihres nationalen Bewusstseins, ihrer Anschauungen, ihres Glaubens hier gründen. Schlimm finde ich, wenn sie ihr nationales Ego oben anstellen, uns Deutsche als minderwertig betrachten, gerade gut genug mit unserem sozialen Netz als „tumbe Thoren" zu dienen. Ich war lange genug im öffentlichen Dienst tätig und weiß, von was ich schreibe.

Aber, das möchte ich ausdrücklich hier festhalten, es sind immer nur Einzelne, nicht die große Masse, die aber hier ihrem Volk und dessen hier lebenden eingliederungswilligen Mehrheiten einen Bärendienst erweisen. Ich verstehe auch die Scheu unserer Regierung nicht, hier Schranken aufzuzeigen. Wer nicht integrationswillig ist, sich schlecht benimmt, gegen geltende Gesetze verstößt, hat hier keinen Platz. Dabei ist es mir egal ob Christ, ob Jud, ob Moslem, ob Heide. Es ist doch so, wenn Sie Besuch in der Familie haben und der fängt Streit an, klaut Ihren Geldbeutel aus der an der Garderobe hängenden Jacke, grabscht Ihrer Frau an den Busen oder bietet Ihren Kindern einen Joint an, was machen Sie dann? Sie werfen ihn in hohem Bogen raus!

Richtig, würde ich auch tun! Aber warum macht das dann der Staat nicht, der ja nur die Summe der einzelnen Bürger ist? Alles wegen dem Multikulti, den ein paar wollen oder weil wir den Krieg verloren haben und deshalb immer im Visier des Auslandes stehen? Ewig wird dies nicht gut gehen. Es ist nicht gut einem Volk seine eigene Identität zu nehmen. Die Folgen

sind nur schwerlich abzuwägen oder vielleicht am Ende nicht kalkulierbar. Nun aber genug der Zwischenbemerkung.
Während der eher gutmütige Mann schon lange Jahre als Fremdarbeiter hier tätig, sich eher neutral verhielt, vielleicht war das auch nur das Männern hin und wieder nachgesagte Phlegma, nahm die Frau offen Partei. Sie gefiel sich darin, Brigitte das Leben schwer zu machen. Obwohl sie selbst in ihrer Wohnung stets die erste Geige spielte, hetzte sie Wolfgang, den Lebensgefährten von Brigitte gegen diese und ihre gutmeinenden Maßnahmen für ihren Partner auf. Unter Umständen spielten hier gehabte Schwierigkeiten eine Rolle.
Ihr Mann hatte vor Jahren auch Anfänge einer Schluckspecht-Karriere gehabt. Der hatte sie jedoch unter Einsatz ihrer ganz persönlichen Autorität selbst mit massivem körperlichen Einsatz ein abruptes Ende bereitet. Sie wusste also um was es ging. Deshalb empfand ich ihr Verhalten den neuen Nachbarn gegenüber besonders niederträchtig und verwerflich.
So oft es ging lud sie Wolfgang zu Cognac, Schnaps und anderen harten Sachen ein. Ja, sie lauerte dem jüngeren Mann abends buchstäblich auf, um seinen ohnehin vorhandenen Pegel vollends aufzufüllen oder eine gute Grundlage dafür zu schaffen, wenn er einmal nüchtern sein sollte. So sehr Brigitte auch bettelte, flehte oder drohte, die Verlockungen in Glas und Flasche waren stärker.
Ein Gespräch von Frau zu Frau verlief erfolglos. Das „Flintenweib", eine große ungeschlachte Person, war den Vorstellungen und Bitten von Brigitte nicht zugänglich.

Ja, sie hetzte sogar den gefährdeten Wolfgang gegen seine Lebenspartnerin auf.
„Bist du Mann oder bist du Waschlappen?“, verspottete sie ihn. „Musst dir genehmigen lassen von Frau, wenn du willst trinken“, und ähnliche Redensarten waren im Umlauf.
„Mann ist Kopf der Familie“, sagte sie zu der verzweifelten Brigitte: „Musst du Mann lieben, wie ist, nicht wie du willst, er soll sein“, gerade ausgerechnet sie, die ihren eigenen Mann mit Brachialgewalt zu dem erzogen hatte, was er jetzt ist.
„Ich lieben alles von Mann – gute und schlechte Seiten“, setzte sie hinzu und ließ die verschüchterte Partnerin eines Säufers einfach stehen.
Nach ein paar weiteren vergeblichen Versuchen sah die ein, dass ein Verbleiben in der Partnerschaft sinnlos geworden war. Sie weinte zwar bei dem Gedanken an Trennung, aber das inzwischen zunehmend rüpelhafte, rücksichts- und lieblos gewordene Wesen ihres Freundes ließ sie die Trauer überstehen.
Sie machte Ernst aus ihrer Drohung das gemeinsame Heim zu verlassen.
Er hatte stets gegrinst und gesagt, er halte sie nicht. Zu sicher war er, dass sie als derzeit Arbeitslose keine Chance am Wohnungsmarkt haben würde. Er meinte, sie sei auf ihn, seine Wohnung und sein Wohlwollen angewiesen.
Als sie aber trotz des oben bezeichneten Mankos einen verständnisvollen Vermieter fand, reiften selbst in der gutwilligen, sich meist unterordnenden jungen Frau, Rachegedanken. Sie wollte der Nachbarin ihre Gemeinheiten, ihre absichtlichen Störungen

bei dem Versuch einen Alkoholiker zu retten, heimzahlen.
Die Gelegenheit kam schneller als gedacht. Wolfgang kam nach einer Schnapsrunde in der Nachbarwohnung sturzbesoffen nach Hause. Zu Essen brauchte er nichts. Dafür kübelte er eine eiskalte Flasche Bier direkt aus dem Kühlschrank in einem Zug in sich hinein. Das hält sogar ein stärkerer Magen wie der des angehenden Berufstrinkers nicht aus.
Nach einer halben Stunde wurde er leichenblass, gurgelte, rülpste – alles Anzeichen für eine bevorstehende Eruption.
Die so vorgewarnte Brigitte hatte bei den ersten Anzeichen einer kommenden Entleerung ihren kleinen Fensterputzeimer geholt. Wenn schon, dann dort hinein. Sie wusste nur zu gut, wie mühsam der große Bodenteppich nach einer Brechattacke wieder sauber zu bekommen war und wie lange es danach noch übel roch.
So gelang es ihr tatsächlich, als Wolfgang zu kotzen anfing, ihm das Gefäß so geschickt vor den Mund zu halten, dass der Mageninhalt wieder einträchtig in einem Behältnis außerhalb desselben gesammelt war. Gerade wollte sie die übelriechende Flüssigkeit mit Einlagen in der Toilette entsorgen, da kam ihr eine Idee.
Zwar zögerte sie noch etwas, doch der gehabte Ärger war zu groß gewesen und ihr Auszugstermin, zwar geheim, stand vor der Tür.
Sie lief ins Treppenhaus, wo unmittelbar neben der eigenen Wohnungstür die Eingangstür zur Nachbarwohnung liegt.
Wie üblich hatte das „Flintenweib“ den Schlüssel außen stek-

ken. Einen Moment kämpfte die junge Frau, das was sie vorhatte, heimlich zu tun.
Nein, zu oft war sie gedemütigt oder für dumm verkauft worden. Sie hatte auch ihren Stolz und wollte mit offenem Visier kämpfen. Sie klingelte und kurz darauf öffnete die Wohnungsinhaberin die Tür.
„Was wollen?", fragte sie unfreundlich und kurz angebunden.
„Ismeta, du sagst doch immer, dass man am Mann alles lieben muss – gute und schlechte Seiten?", fragte sie scheinheilig.
„So ist", grinste die Matrone.
„Gilt das bei dir für alle Männer, auch für Wolfgang?", fragte sie weiter.
„So ist", bestätigte die so Gefragte.
„Du hast ihn ja wieder helfen abgefüllt. Das war für dich vielleicht ein Spaß, für mich aber nicht. Da du aber auch die schlechten Dinge an meinem Mann liebst, will ich dich daran teilhaben lassen.
‚Hallo, guten Abend'", sagte Brigitte den letzten Satz an Ismeta vorbei in den Hintergrund des Flures. Da die Wohnungsinhaberin zu dem Zeitpunkt allein in der Wohnung war, drehte sie sich überrascht um, wen die junge Frau dort begrüße?
Brigitte hat mir erzählt, dass sie genau dies einen Tag vorher im Fernsehen gespielt gesehen hatte. Bei einem Krimi wurde ein Kommissar mit einem Revolver bedroht. Er konnte diesen dem Verbrecher aus der Hand schlagen als der sich überrascht umdrehte um nachzusehen, wem der Beamte zugenickt hatte, wer hinter ihm stehe.

Diesen Moment der Unachtsamkeit nutzte sie aus. An der massigen Gestalt vorbei, leerte die junge Frau den stinkenden Inhalt ihres Fensterputzeimers in den nachbarlichen Hausflur, zog mit der anderen Hand die Glastür zu und drehte den Schlüssel herum.
„Dir will ich mal was sagen", rief sie vor der verschlossenen Tür, „wenn du Wolfgang noch einmal zum Trinken animierst, bring ich dir jedesmal die Kotze. Ich schütt sie dir auf den Balkon oder durch ein offenes Fenster. Oder...", sie hatte noch eine Möglichkeit direkt in der Türe entdeckt, „ich leer sie dir durch den Briefkastenschlitz."
Dann reinigte sie ihren Eimer und ging einige Besorgungen machen.
Der Dragoner in der verschlossenen Wohnung schimpfte und zeterte nach Leibeskräften, sie scherte sich nicht drum. Doch hatte sie kein gutes Gefühl nach der vollbrachten Tat. Es war zwar ein Befreiungsschlag gewesen, ein geradezu elementarer Vorgang, aber der Nachgeschmack war jetzt bitter. Sie fürchtete die Weiterungen, die jetzt auf sie zu kämen.
Alle anderen Nachbarn waren auf Tauchstation gegangen und beobachteten das Geschrei aus der verschlossenen Wohnung nicht. So musste das „Flintenweib" tatsächlich abwarten bis sie ihr heimkommender Gatte aus der Wohnung befreite.
Der wollte sie es zeigen. Die mache sie fertig. Die solle nur heimkommen, dann würde sie etwas erleben, drohte sie lautstark im Treppenhaus. Der Person, auf die diese sicher ernstzumeinenden Drohungen zielten, war aber das Herz vollends in

die Hose gerutscht. Voll Angst, was sie nach dieser Attacke, nach dieser Affekthandlung erwarte, schlich sie immer langsamer werdend, der Mietskaserne zu.
Aber, wie heißt doch das Sprichwort „wo die Not am größten, ist die Hilf am nächsten".

„Na, so in Gedanken. Gibt es wieder Probleme mit Wolfgang?", sprach sie jemand von hinten an. Es war Herr Rothländer, der Prokurist der Dampfziegelei. Er wusste von Wolfgang's Problemen und versuchte im Betrieb dazu beizutragen, dass zumindest ein weiteres Abgleiten in den Suff verhindert werden könne.
„Mit Wolfgang auch, aber dadurch heute mit unserer Nachbarin", klagte Brigitte ihr Leid. Stockend und unsicher, was er wohl dazu sage, beichtete sie Herrn Rothländer, was sie der Ismeta in der Nebenwohnung angetan, dass sie dieser übel mitgespielt habe.
Aber statt eines erwarteten mahnenden, zurechtweisenden, ernsten Wortes, wollte sich der Prokurist fast ausschütten vor Lachen.
„Mir ist nicht zum Lachen zu Mute", sagte sie resigniert.
„Wenn ich dran denke, was mich jetzt zu Hause erwartet. Die wird das sicher nicht auf sich sitzen lassen", setzte sie bekümmert hinzu.
„Das lassen Sie mal meine Sorge sein. Ich weiß auch warum wir sie damals entlassen haben.
Die soll mir bloß nicht krumm kommen. Die hat es gerade nö-

tig andere Leute aufeinander zu hetzen“, sprach ihr Günter Rothländer Mut zu.
Er begleitete sie auf dem Heimweg.
Ihn hatte der nachbarliche Zankapfel nicht kommen sehen. Als die Haustür aufgeschlossen wurde stürzte sie sich aus ihrer Wohnung.
„Du kommen mir richtig, kannst du was erleben“, schrie sie die zitternde Brigitte an.
Dann aber blieb sie wie angewurzelt stehen, als der Personalchef der Ziegelei als zweite Person das Treppenhaus betrat.
„An Ihrer Stelle würde ich nicht so schreien. An Ihrer Stelle wäre ich besser ruhig und bescheiden. Sie haben es gerade nötig hier den Unfrieden zu schüren“, sagte er energisch.
„Wenn ich an Ihre Zeit bei uns im Betrieb denke, Sie wissen schon, was ich meine, fände ich es gut, wenn Sie sehr leise auftreten und diese Sache ganz schnell vergessen. Sie haben es sich ja selbst zu zuschreiben, dass Frau Schurig ausgeflippt ist.“
Mit hochrotem Gesicht zog sich die so zurechtgewiesene Nachbarin in ihre Wohnung zurück und war ab dato doch recht zurückhaltend in den nachbarschaftlichen Belangen.
Brigitte ist zwischenzeitlich ausgezogen. Es war beim besten Willen keine andere Möglichkeit vorhanden. Wolfgang hat sich zwar etwas am Riemen gerissen, aber ab und zu hat er schon mal Schlagseite.
Doch eines wenigstens wurde erreicht. Obwohl die Partnerin nicht mehr da ist, wird er in der Nachbarwohnung nicht mehr abgefüllt. Die stinkende Rache, damit wäre bewiesen, dass das

Fragezeichen hinter dem Wort „süß“ im Titel berechtigt ist, war für „die alte Schardegn“, wie sie der älteste Hausbewohner gerne bezeichnet, eine heilsame Lehre. So heilsam, zusammen mit den Anmerkungen von Prokurist Rothländer, dass sie ihr Tun bleiben lässt, auch wenn wohl kaum eine Wiederholung des Vorgangs zu befürchten ist. Dies weder durchs Fenster, noch auf den Balkon, schon gar nicht durch den Briefeinwurfschlitz in der Glastüre. Dies wäre für mich als alten Postler nämlich ein Albtraum gewesen. Schließlich dient diese Einrichtung ja primär dem Einwurf oder Durchwurf von Nachrichten. Ein Eimer retour gepumpter Mageninhalt ist aber wohl kaum eine Nachricht. Obwohl ich mir sicher bin, dass auch manche Nachricht zum Kotzen sein kann, muffelt, stinkt, anrüchig oder schlüpferig ist und beim Empfänger Zorn, Niedergeschlagenheit, Ärger, Wut, Bauchweh oder Magengrimmen verursachen kann.
Und... eine Flüssigkeit gleich welcher Art auf diese Weise weiterzureichen wäre wohl schon einmal etwas Neues.

Dazu fällt mir aus meiner beruflichen Tätigkeit ein doch vergleichbares Ereignis ein.
Regelmäßig waren Briefe aus dem gleichen Ortsbriefkasten nass. Der Briefkastenleerer hatte den Postkasten kritisch in Augenschein genommen.
Der aber war dicht. Kein Loch, kein Spalt, nicht einmal ein kleiner Ritz durch den Regen dringen konnte. Außerdem hatte es schon lange nicht geregnet, also sicher ein Lausbubenstreich.


POST

Der Amtsvorstand des kleinen Postamts legte sich auf die Lauer. Er war es leid, fast jeden Tag Briefe zum Trocknen auslegen zu müssen und von Kunden Beschwerden über verwischte Anschriften oder unleserliche Postkarten anzuhören. Zugute kam ihm am Tatort, dass er sich hinter der Hainbuchenhecke des kleinen Parks verstecken konnte.
Mit dem Kastenschlüssel hatte er sich vergewissert, dass der Inhalt noch trocken war. Über zwei Stunden hatte er gewartet. Er hatte Menschen kommen und gehen sehen. Briefe waren eingeworfen, Leerungszeiten am Anzeiger vorne abgelesen worden.
Auffälliges war noch nicht passiert. Schon mehrmals hatte ein Halbwüchsiger den er kannte, mit seinem Fahrrad den Baum und damit den vor ihm an einem Gestell befestigten Postbriefkasten umkreist. Der Junge sah nach vorne und hinten, nach links und rechts und einmal rund herum. Dann fuhr er, nachdem so die Luft rein zu sein schien, zu dem Baum und stützte sich mit dem Bein ab.
Dann aber, der alte Herr Postmeister traute seinen Augen nicht, hob er die gusseiserne große Einwurfklappe und pinkelte sozusagen aus dem Sattel, genau gesagt im Sitzen, elegant in das Briefsammelbehältnis hinein. Allzulange sollte sein Tun nicht dauern. Er bekam eine Ohrfeige von hoher Güte und fiel aus dem Sattel. Erschrocken sah er sich dem Sangesfreund seines Großvaters gegenüber. Der schimpfte wie ein Rohrspatz und zitierte ihn für den nächsten Tag, nachmittags, nach der Schule auf das Zweigpostamt. Dort müsse er ein Schuldbekenntnis un-

terschreiben und im Wiederholungsfall würde dies mit zum Tragen kommen. Ansonsten sei die Sache erledigt.
Er werde sich nicht an seine Eltern wenden. Auch dem Großvater werde er nichts sagen, obwohl sie ja nebeneinander im 1. Bass der „Sängerlust“ säßen.
Ein großes Problem aber war für ihn die Verhandlungsschrift, die er dem Jungen am nächsten Tag vorlegen wollte. Den halben Abend knobelte er an dem heiklen Teil des Textes herum. Er entwarf und verwarf, er formulierte und zerriss, er meinte fündig geworden zu sein und gut sprachlich den Vorgang ausgedrückt zu haben, kam dann doch wieder in Zweifel.
Am Ende stand, um endlich auf den Punkt zu kommen, ein Satz in dem Protokoll der mich als Jahre später zufälliger Leser beim Aussortieren von Akten ungemein erheiterte.
„Nach über zwei stündiger Überwachung erwischte ich den 12 jährigen Holger F., wie er in den Postbriefkasten EBK 1/400, Lindenstraße, am Stadtpark, im Sattel seines Fahrrades sitzend, unlautere Einspritzungen vornahm.“
Das war die amtliche Bezeichnung für das, was man im Volksmund weit weniger hochstapelnd als „pinkeln“, „pieseln“, „brunsen“ oder „soicha“ bezeichnet.
Womit wieder einmal bewiesen wurde, wie veredelt ganz profane Dinge in der Feder eines alten Beamten werden.
Es lebe unsere gute, alte, ausdrucksstarke, deutsche Sprache. Besonders jetzt, wo jeder Dackel meint, er müsste um Teufels Gewalt mit möglichst vielen Anglizismen um sich schmeißen.
Das walte Gott!



Einkaufen

Es gibt Männer die behaupten mit der Frau, Freundin, Mutter, Geliebten, Verlobten oder welchem weiblichen Wesen auch immer, einkaufen gehen zu müssen, sei eine Strafe. So etwas käme gleich nach der Schwindsucht, der Maul- und Klauenseuche, dem Zahnweh, der Pest, dem Häuser-Anzünden oder ähnlichen Strafen und Heimsuchungen.
Es geht mir zwar nicht wie meinem Freund Rudi, der glaubhaft versichert, lieber einen großen Wagen mit Mist zu laden als mit seiner Frau zum Einkaufen zu gehen. Mit Mist habe ich es nicht so, aber einen halben Raummeter Holz würde ich in so einer Zeitspanne gut und gerne zerkleinern.
Zwischen Weihnachten und Neujahr war es wieder einmal so weit. Die Preise seien herabgesetzt, die Auswahl gut, die Qualitäten ebenso. Ich bräuchte unbedingt etwas zum Anziehen.
Sie hätten mich totschlagen können, ich wäre bestimmt nicht darauf gekommen an was es mir so sehr mangele. Ich hatte keine Ahnung, meine Frau dafür um so mehr.
Sie weiß immer ganz genau was ich gerade so dringend brauche, welchem elementaren Mangel ich gerade so erschreckend ausgesetzt bin und das ist gut so.

Ich brauche zum Anziehen eigentlich nie etwas und habe so viele gute alte Stücke, die würden mich gut noch jahrzehntelang aushalten. In meinem Alter hätte ich in dieser Hinsicht ausgesorgt. Sowieso leiden Männer ja recht selten an der größten Stoffwechselkrankheit die es gibt, der Mode. Das ist doch mehr eine weibliche Angelegenheit.
Mit Argusaugen wacht meine Frau über den Bekleidungssektor. Sie ist eine für die ganze Textilbranche wichtige Person. Ein VIP auf Familienebene, ohne die weitere Verlagerungen von Textilbetrieben in Billiglohnländer vorprogrammiert wären.
Zuerst jedoch das Zuckerbrot.
Wir speisen im Dachrestaurant im Horten. Ich lese mir eine Mahlzeit an einer der vielen Warmtheken aus und hole mir einen Nachtisch.
Dann beginnt der Ernst des Tages. Wir wandern durch die Damenabteilung. Hier bin ich nur Statist, Komparse.
Ich passe auf die Taschen und Schirme auf, draußen gießt es in Strömen. Wenigstens meinen Leib- und Magenspruch „was könnt ich jetzt im Garten schaffa“, kann ich vergessen. Ist ja egal was man heute treibt.
Meine Frau sieht sich um. Sie hat eine Eselsgeduld, wenn es gilt etwas Passendes herauszulesen. Sie vergleicht Größen und Preise, sieht sich das Innenfutter und die Verarbeitung an. Man kann ihr hier kein X für ein U vormachen. Sie ist hellwach, prüft Nähte, Säume und merkt, wenn Knöpfe schlecht angenäht sind oder Reißverschlüsse klemmen.

Ich habe Zeit die Lage zu peilen. Noch mehr Geschlechtsgenossen stehen als Opfer in der Gegend herum. Wie bestellt und nicht abgeholt stehen sie sich die Beine in den Bauch, derweilen die Damen zu Hochform auflaufen. Neben meiner Aufsichtsfunktion über unsere mitgebrachte Fahrnis, werde ich jetzt als Kleiderständer gebraucht. Ich darf die Stücke halten, die in die engere Wahl fallen. Anderen Männern geht es ebenso. Ich kann ergötzliche Studien betreiben. Andere sicher auch mit mir!
Dann aber kommt der schwierigste Teil der Aufgabe, ich werde als Sachverständiger oder Kunstbeirat gebraucht, eine heikle Aufgabe, die volle Konzentration erfordert.
Meine Frau pendelt jetzt von der Umkleidekabine zu dem großen Spiegel neben dem ich parke. Sie hat Spaß sich zu kostümieren. Ich muss jetzt sagen, wie mir dies oder jenes gefalle und diese schnellen Entscheidungen sind ja für einen Beamten gänzlich ungewohnt und infolgedessen ein Greuel.
Auch bin ich hier ein gebranntes Kind. Ein Jackenkleid, das „mir" irgendwann schon vor Jahren anscheinend gut gefallen hat, ich konnte mich „ums Verrecka" nicht mehr daran erinnern, gefiel „ihr" nach dem Kauf überhaupt nicht mehr.
Dass sie es nur wegen mir, weil es mir so zugesagt habe, kaufte, muss ich wohl noch jahrelang hören. Ich horche mich also langsam in meine Frau hinein, erforsche die Tendenz und bin dann so frei diese zu unterstützen. Damit bin ich seither ganz gut gefahren.
Sie können mir jetzt sagen ich sei ein Gesinnungslump ohne eigene Meinung. Gemach, gemach.

Ich mache es nur so wie es viele Politiker tun, die erst wenn ein Trend bekannt ist, sich den Luxus leisten, diesen als ihre Meinung zu unterstützen. Ich würde mein Vorgehen besser als Diplomatie bezeichnen, die mir leicht fällt, weil meine Frau zum Glück einen ausgesprochen guten Geschmack hat.

Nachdem die aber ihre modischen Bedürfnisse befriedigt hat, wird aus dem seitherigen Probelauf der Countdown zum Ernstfall.

Wir gehen in die Herrenabteilung, weil ich ja nichts Gescheites mehr zum Anziehen habe und sie deswegen angeguckt wird. Einen Anorak brauche ich, eine warme Jacke, früher hätte man Überzieher gesagt oder auch Stutzer, ja früher! Wir laufen an Snowboardflakes vorbei, an Blazer, Spencer, Sweets und Tops. Ich stehe vor einem „Body“, na wenigstens den brauche ich nicht. Body heißt ja Körper, und das habe ich selbst einen.

In dem Haus müssen schon sehr viele Ausländer einkaufen, siniere ich. Warum muss denn sonst alles in Englisch ausgeschrieben sein.

Da sind Shirts und Shorts zu haben in Wavelboard Dessin. Es gibt Super Sweatshirts. Colour Jeans hängen gegenüber den Jogginghosen, die ja meist dazu gebraucht werden, um faul im Haus herumzuhängen. Weshalb dann also Jogging? Freizeit wäre sicher zutreffender!

Stretchröcke in Crinkle-Optik sind der Schlager der Saison.

Für Jugendliche natürlich Coachjacken mit Single-Jerseyfutter auch in Aubergine. Ach herrje, Coach. Selbst die größte Pfeife darf sich hier als Trainer fühlen. Kinder, heute „Kids“ genannt,

sind nur „in“ wenn sie die multifunktionellen Nicki-Strampler im Set mit Ringel- oder Sweatshirts tragen. Warum multifunktionell weiß ich auch nicht, vielleicht weil die lieben Kleinen sowohl dick als auch dünn in diese Textilien machen dürfen.
Meine Frau unterbricht meine Gedankengänge mit drei der dringend gebrauchten Jacken zur Auswahl. Eine weinrote gefällt mir, aber die ist zu kurz. Das Stück sollte länger sein, meint sie.
Ich protestiere, Mäntel hätte ich drei.
Keinen Mantel, schüttelt sie den Kopf, etwas in der Länge dazwischen.
Eine Verkäuferin, auf unseren Disput aufmerksam geworden, weiß Rat. Bei den „Long Jackets“ sollten wir nachsehen, ein paar Meter weiter. Ist ja ulkig, dass wir selber nicht darauf gekommen sind, natürlich bei den „Long Jackets“ mit funktionellen Elementen.
Ich frage sie höflich, ob sie viele ausländische Kunden habe.
Sie blickt mich verständnislos an.
„Bestimmt mehr als Deutsche,“ stelle ich fest.
Sie ist unsicher, auf was ich hinaus will.
„Sie wissen ja selbst wie viele Gastarbeiter es in unserer Region gibt,“ sagt sie vorsichtig.
„Und die können alle englisch,“ staune ich.
„Wie kommen Sie darauf,“ fragt sie verblüfft.
„Ja, warum haben Sie denn sonst alles hier in Englisch angeschrieben,“ ich zeige ihr die verschiedenen Reklameschilder.
Sie kommt ins Rudern, englisch sei doch eine Weltsprache, wirft sie ein.

„Im Ausland sicher, aber wir sind doch hier in Deutschland,“ kontere ich.
Ihr Konzern operiere weltweit, sagt sie überlegen.
„Aber hier wollen Sie doch ihre Ware verkaufen. Sonst hätten Sie doch nicht so groß gebaut,“ meine ich.
Die Jugend wachse doch mit Englisch auf, verteidigt sie die Wortschöpfungen ihrer Firma.
„Die Jugend wird kaum die Sachen dieser Abteilung kaufen. Die sind ihr zu altmodisch und zu teuer.“
Ich mache eine verdeutlichende Handbewegung zu den großen Ständern.
„Ich glaube kaum, dass sich die Franzosen in Paris oder irgendwo anders in ihrem Land eine solche Anglisierung gefallen lassen würden. Die sind noch stolz auf ihre Muttersprache und meinen nicht wie wir blöden Deutschen, was man nicht mit einem Fremdwort bezeichnen kann, sei minderwertig.“
Sie blickt mich an, wie einen der Ureinwohner von Australien, wie jemand der aus dem Archaikum, zumindest der mittleren Steinzeit kommt. Sicher schiebt sie mich wegen meinen Auslassungen über die Sprachpraxis ihres Arbeitgebers zu allem anderen hin, noch in die rechte Ecke. Vielleicht bin ich in ihren Augen einer der stolz ist Deutscher zu sein. Dies alles nur, weil ich eine Lanze für unsere Mutter- oder Vatersprache gebrochen habe.
Egal, zumindest war das Geplänkel eine angenehme Unterbrechung der Einkauferei.
Meine Frau ist inzwischen bei den Long-Jackets fündig gewor-

den. Sie hat meine Freude vorhin über das schöne Rot aufmerksam registriert. Bei den Long Jackets gibt es eines in derselben Farbe, das passt, mir steht, bequem ist und mir zusagt.
Was meiner Frau wiederum gar nicht gefällt, ist dass ich mich so schnell entschieden habe. Ich nähme immer das Erstbeste, klagt sie stirnrunzelnd. Ich will die anderen in ihre engere Wahl gekommenen Überzieher gar nicht mehr anprobieren.
Sie ist da schon wählerischer und lässt sich mehr Zeit für die Auswahl.
Was ich im Übrigen in den Bekleidungshäusern schrecklich finde, ist deren totales Unverständnis der zwangsweise zum Einkaufen beorderten Männerwelt gegenüber.
Sehen Sie sich doch einmal selbst diese vom Schicksal so hart bestraften Geschöpfe in diesen Etablissements an, wie sie herumhängen. Jeder hält sich woanders fest oder stützt sich auf. Diese leidenden Kreaturen ohne jedwede Lobby, den Unwillen einer fremden, nicht artgerechten Umwelt voll ausgesetzt.
Einer hält sich am Drehständer mit den Sweat-Shirts mühsam aufrecht. Ein anderer steht von einem Bein auf das andere tretend zwischen der Stange für sportliche Pig-Nappa-Jacken (wie schön man Schweinsleder doch sagen kann) und maskulinen Blousons im Material-Mix mit Denim-Einsätzen und aufwändigen Applikationen. Ein Dritter entlastet seinen müden Gehapparat in dem er sich an dem Kunststoffrahmen mit den Wegweisern zum Kids Shop, Barber Shop und zu Spaghetteria anlehnt.
Nirgends eine Sitzbank, eine Polstergarnitur, nicht einmal ein

Holzklappstuhl, keine Oase für die so hart getroffenen Dulder, die ohne weiteres in der Nähe der Märtyrer anzusiedeln sind. Ich lausche interessiert dem Wortgeplänkel eines älteren Ehepaares. Eine grüne Jacke hat die Oma dem Opa herausgesucht. Sie ist ganz begeistert, er weniger.
„Das Grün steht dir gut ins Gesicht," stellt sie zufrieden fest.
„I hab scho an grüana Kittel," sagt er pampig.
„Aber die Farb steht dir gut ins Gesicht," steht seine Angetraute zu ihrer Meinung.
„Der Kittel soll passa un mir net ins Gsicht steha," mosert der Mann.
„Aber die Farb isch so frisch. Des isch sowieso a ganz anders grün," weist sie ihn zurecht.
„I mag aber koi grün. Außerdem hab i scho an grüana Kittel," wiederholt sich der alte Herr.
„Dass du au immer glei so aigasinnich sei mussch," beschwert sich seine Frau. „Was für a Farb hättesch denn du gern," will sie wissen.
„Blau," gibt er Auskunft.
„Blau" entsetzt sie sich, „Des steht dir gar net ins Gsicht. Grün, grün isch dei Farb."
Ab hier Wiederholung der Familienfarblehre vom Anfang. Als Sänger würde man Dacapo sagen.
Ein Ehepaar in unserem Alter kauft auch ein. Sicher hat auch dieser Mann nichts mehr Gescheites zum Anziehen und seine Frau wird dafür angeguckt. Der Mann nimmt es mit Humor, vielleicht gar dem Galgenhumor.

Die Frau steht mit 4-5 Hosen vor der Umkleidekabine, er zieht sich innen um und probiert an.
„Nimm aber net wieder die Erstbeste," mahnt die Frau durch den zugezogenen Vorhang.
„Wohlfühle muss mer sich in seine Kleider," sagt sie kopfnikkend.
Ich grinse. Ich kenne solche Dialoge.
„Am wohlschde fühl i mi bei am groBa Rostbrata und am Viertele Schwarzriesling drzua. Do isch mirs scheißgleich was für a Hosa i drbei anhab," lacht der Mann in der Kabine.
Na, wenigstens nimmt die Frau die Botschaft mit Gelassenheit.
„Dass ihr Mannsleut immer zerscht ans Fressa ond Saufa denkat. Aber so sehet dr dann au aus," meint sie mit leicht klagendem Unterton.
Als der Mann aus der Kabine kommt, ist sie nicht zufrieden.
„Die ist zu kurz," jagt sie ihn wieder zurück zur Anprobe des nächsten Stückes.
„Die isch au zu eng, die zwickt," merkt er an.
„Do bisch selber schuld, des sind die Rostbrata und die Viertela," gibt sie zurück.
„Worom, kriagt mer do so lange Füß, dass oim die Hosa zu kurz sen," kontert er lässig.

Solche Belauschungen und Beobachtungen sind es, die für mich wenigstens noch ein paar Sonnenstrahlen in das triste Geschehen bringen. Ein Belohnungscharakter recht mühsam verdient und auf unterster Ebene allemal.

Aber tröstlich ist es immer wieder, dass es anderen auch so geht, dass ich hier nicht allein bin.

Vor ein paar Jahren waren wir auch kurz vor dem Dreikönig in Heilbronn um meiner Alptraumbeschäftigung nachzugehen.
In einem namhaften Bekleidungshaus in der Sülmerstraße waren wir zu gange. Auf dem Weg zum Treppenhaus aber traf ich einen Schicksals- oder Leidensgenossen. Sichtlich bleich und leidend stand dort ja eben wie abgestellt, bestellt aber noch nicht gebraucht, unser 2. Pfarrer, Herr Bildstein, und wartete. Ergeben harrte er der Dinge, die sicherlich noch auf ihn zukommen würden.
Seine Frau indes war, wie ich das von meiner Frau her kenne, geschäftig zwischen den großen Ständern am Aussuchen. Schon einige Stücke hatte sie zur Auswahl vorne angehängt, während der Gemahl mit Duldermiene aushielt.
„So, brauchen Sie auch dringend etwas Neues zum Anziehen," erkundigte ich mich teilnahmsvoll, nachdem wir uns begrüßt hatten. Ich sagte das in dem Ton wie man jemand das Beileid über den Verlust eines lieben Menschen ausspricht.
Er spürte mein Verständnis und nickte wortlos mit dem Kopf. Ein seltenes Beispiel verwandter Seelen, gleicher Nöte, ich konnte mitfühlen, wir verstanden uns ohne viele Worte. Wir blickten uns teilnehmend an.
Dann aber sagte er und berufsspezifisches drang hier aus seinen Worten: „Wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt."
So schön hätte ich die Situation in der wir uns befanden nicht

beschreiben können. So einen feinsinnigen und treffenden Vergleich findet eben nur ein Geistlicher, wenn er den gleichen Sorgen und Nöten ausgesetzt ist. Nur, wenn ein Gleichklang zweier Herzen in Freud oder Leid besteht, kann es zu solch stimmigen Vergleichen kommen.

Das Bekleidungshaus in dem wir uns damals trafen, lasse ich schon einige Jahre links liegen. Nicht weil sie schlechte Qualitäten hätten, nein wegen einem dort beschäftigten Verkäufer. Ein arroganter Pinkel um den ganzen sorgfältig verarbeiteten Maßanzug herum. Für mich ein Brechmittel von besonderer Güte, mit 3 Sternen und mit Prädikat. Er hängt in seiner Abteilung stets vorne rum, bereit sich auf den nächsten Kunden zu stürzen, diesen aber wie eine heiße Kartoffel fallen bzw. stehen zu lassen, wenn sich etwas „Besseres" nähert. Wenn er dich bedient ist er immer mit den Augen auf dem Sprung. Zeigt sich dann eine ihm bekannte Kundschaft, irgend ein reicher oder auch nur vermeindlich reicherer Mensch, dann musst du Glück haben, wenn er dich an einen seiner Kollegen weiterreicht. Sonst darfst du ungestört ohne seinen Rat suchen. Er kommt nur noch um an dem ausgewählten Kleidungsstück den Abschnitt abzureißen, den er für seine Provision braucht. Sein unkulantes unverbindliches Wesen war mir schon öfter aufgefallen. Wie er sich teilweise zur Kundschaft und immer zu seinen Mitarbeitern verhielt war ärgerlich.
Mich meinte er einmal in besonderer Weise aufklären zu müssen. Er stand wie üblich auf der Lauer.

„Mit was können wir dienen?“, fragte er in seiner unsympathisch trockenen Stimme.
„Einen Kittel suche ich“, gab ich bereitwillig Auskunft.
Er lachte spöttisch:
„Haben wir auch Kittel?“, fragte er überlegen einen unweit stehenden jungen Kollegen, um dann selbst zu antworten.
„Sie können bei uns Jackets, Blazer, Jacken, Anoraks, Blousons, Parkas haben, aber Kittel führen wir nicht.“
Ich war sauer und sann auf Rache. Er stellte mich hin, wie den letzten Dorftrottel aus der finstersten Provinz.
„Ist egal“, sagte ich leichthin, aber innerlich recht verärgert, „ich sehe trotzdem einmal, ob bei dem Schotter, der hier herumhängt, nicht etwas für mich dabei ist.“
Bei dem Wort „Schotter“ zuckte er zusammen und warf mir einen bösen Blick zu.

Jetzt aber hatte meine Frau ihre helle Freude. Ich war nicht so schnell zufriedenzustellen wie sonst. Heute war ich kritisch und wählerisch. Heute ließ ich den gestylten Modegeck für mich traben. An und für sich wollte ich am Schluss ihm zum Possen gar nichts kaufen, aber die Auswahl war wirklich nach meinem Geschmack. Außerdem redete mir meine Frau, die das Vorgeplänkel nicht mitbekommen hatte, gut zu. Schließlich nach einer Dreiviertel Stunde bequemte ich mich zu einer Kaufentscheidung.
Sichtlich genervt führte uns der Abteilungsmatador zur Kasse und packte höchstpersönlich meinen neuen Kittel, Verzeihung,

natürlich mein neues Jacket ein. Da aber zog ich noch meinen letzten Trumpf aus dem Ärmel.
„Haben Sie keine neutrale Tüte?“, fragte ich ihn stirnrunzelnd. „Sie werden doch nicht annehmen, ich laufe hier in der Fußgängerzone für Ihre Firma Reklame.“ Ich wies auf den Werbeeindruck und schüttelte ärgerlich den Kopf.
Er war sprachlos.
„Daran hat sich bis jetzt keiner unserer Kunden gestört“, sagte er schließlich mit verkniffenem Lächeln.
„Dann bin ich der Erste“, stellte ich nüchtern fest.
„Ich fürchte mit einer neutralen Tragetasche kann ich nicht dienen“, sein Tonfall näherte sich dem aus seinen besten Zeiten.
„Dann wird aus unserem Geschäft kaum etwas werden“, stellte ich sachlich fest. Meine Frau, dergleichen von mir nicht gewöhnt, trat von einem Bein aufs andere.
„Kann ich irgendwie helfen“, kam plötzlich eine sonore Stimme aus dem Hintergrund. Ein großer älterer Herr trat verbindlich lächelnd heran.
Bevor ich etwas sagen konnte, erläuterte mein Kontrahent mein unmögliches Ansinnen nach einer neutralen Tüte.
„Wo liegt das Problem, wir werden doch um alles in der Welt eine neutrale Tüte im Hause haben“, tadelte der Gentleman.
„Selbstverständlich, Herr Doktor, ich kümmere mich persönlich darum“, dienerte der Bekleidungs-Mensch.
„Ich bitte darum“, beendete sein Vorgesetzter – später erfuhr ich, dass der Firmeninhaber promovierter Volkswirt ist – den Vorgang.

Klaus Heiland und Dr´Pfiff bedanken sich bei den nachgenannten Sponsoren, durch deren freundliche Unterstützung dieses Buch in dieser Art und Weise entstehen konnte.

Klaus Heiland und Dr´Pfiff bedanken sich bei den nachgenannten Sponsoren, durch deren freundliche Unterstützung dieses Buch in dieser Art und Weise entstehen konnte.

50 Jahre
bad & heizung Scholl, Weinsberg

Wir schreiben das Jahr 1952. Man erinnert sich an täglich gleiche Bilder auf dem Weg zur Schule oder zur Arbeit: Dunkelgraue Häuser, Ruinen, aus denen im Frühjahr erstes Grün hervorspickt, 3-jährige kleine Birken sich schon im Wind wiegen.
Das war die goldene Zeit für Firmengründer! Zentralheizungen gab es nicht, dafür genügend Kohleöfen, die in den 50- und 60-er Jahren durch eine saubere und bequemere Öl-Zentralheizung abgelöst werden sollte.
Warmes Wasser aus dem Hahn, wohlige Wärme in jedem Raum der Wohnung oder des Hauses – das war bis dato eher die Ausnahme.
Karl Scholl hat es verstanden, die Wünsche seiner Kunden umzusetzen und im Laufe der Jahre durch hervorragenden Service auszubauen.
Heute noch hat die Geschäftsführung das „richtige Händchen“ und das Gespür dafür, was der Kunde erwartet.
Bei bad & heizung Scholl zeichnet verantwortlich als Geschäftsführer Wolfgang Fischer mit seinem 13-köpfigen Team.
Schwerpunkte legt er auf die Nachrüstung und den Tausch von Sanitär- und Heizungsanlagen, bevorzugt im Altbau- und Sanierungsbereich.
Freundliche Beratung und fachmännische Ausführung sind selbstverständlich.

Klaus Heiland und Dr´Pfiff bedanken sich bei den nachgenannten Sponsoren, durch deren freundliche Unterstützung dieses Buch in dieser Art und Weise entstehen konnte.

Klaus Heiland und Dr´Pfiff bedanken sich bei den nachgenannten Sponsoren, durch deren freundliche Unterstützung dieses Buch in dieser Art und Weise entstehen konnte.

Klaus Heiland und Dr´Pfiff bedanken sich bei den nachgenannten Sponsoren, durch deren freundliche Unterstützung dieses Buch in dieser Art und Weise entstehen konnte.

Der Wein zum Buch

Eigentlich müsste diese Aufforderung bereits auf der Eingangs-Seite stehen, denn — was ist die schönste Lektüre, ohne den passenden Tropfen im funkelnden Glas.

Nicht nur dem Geist, auch Ihrem Gaumen

wollen wir gerecht werden mit

einem

Eberstädter Eberfürst

Lemberger QbA, 0,75, halbtrocken

Weingärtnergenossenschaft Eberstadt

oder

Schwaigerner Heuchelberg ROSSO Cuvée

Rotwein QbA, 0,75, trocken

Heuchelberg-Kellerei Schwaigern

Diese Weine mit Künstler-Etikett (Buchtitel) gibt es zusammen mit dem Buch bei beiden Kellereien, beim Verlag Dr´Pfiff oder über den Buchhandel.

Bisher im Verlag Dr´Pfiff erschienen:

Meine Heimat Weinsberger Tal

von Jürgen Schweizer

Sagen erzählen Geschichte

von Ulrich Maier

Der schwarze Renner von Neckarsulm

von Lilo Krämer-Schweizer

Gedanken zum Tage

von Hartmut Häcker + Immanuel J. A. Nau

Dr´Heiländer

von Klaus Heiland

Menschen zwischen Salz und Wasser
Geschichte und Erzählungen um mein
Bad Friedrichshall von damals
von Lilo Krämer-Schweizer

Erhältlich überall im Buchhandel.

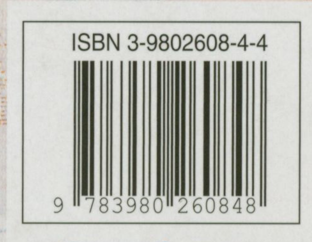


Klaus Heiland, in Weinsberg groß geworden, bezeichnet sich selbst als Viel- und Dauerleser.

Daher fällt es ihm bis heute nicht schwer, aus dieser Lesesucht schöpfend zu formulieren, fabulieren, auszuschmücken, auszudeuten, aufzumotzen – eben zu schreiben.

Geschichten zum Lachen, Schmunzeln, aber auch zum Nachdenken sollen die Leser erfreuen.

Ein besonderes Anliegen ist es ihm, Danke zu sagen, dass aus dem Erlös eines jeden Bandes ein Spendenbetrag für die anstehende Renovierung der Orgel in der Weinsberger Johanneskirche geleistet wird.


ISBN 3-9802608-4-4
9 783980 260848